

UNGARN

JAHRGANG 1943

DEZEMBERHEFT

EUGEN HORVÁTH :

DIE UNGARISCHE RECHTSAKADEMIE

ÁRPÁD MARKÓ :

GRAF NIKOLAUS ZRINYI

ÁKOS KOCZOGH :

AARON TAMÁSI, DICHTER DER SZEKLER

STEFAN LAKATOS :

AN DER WIEGE DER UNGARISCHEN KUNSTMUSIK

*

ROMAN VON K. MIKSZÁTH

*

GEDICHTE VON Á. TÓTH UND D. KOSZTOLÁNYI

*

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1-50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784—212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DIE UNGARISCHE RECHTSAKADEMIE

VON EUGEN HORVÁTH

Universität ist der allgemeine Sammelname der höchsten Schule, die sich die Menschheit schuf, und die sich unter dieser Bezeichnung in den verschiedenen Ländern der Welt verbreitete.

Die Universität war jedoch keine Institution, die auf der ganzen Welt dieselbe Schule bedeutet hatte, sie war es nicht in ihrer Ausbildung und auch in ihrer späteren Entwicklung nicht. Die Wandlung bezeugt nicht, daß sich die Urform der Universität veränderte, vielmehr kann festgestellt werden, daß sich später ein Charakter der Universität entwickelte, den wir heute als den allgemeinen und kennzeichnenden kennen. Aber auch neben den großen Abweichungen im heutigen Charakter ist der Unterschied auffallend, den die mittelalterliche Entwicklung der Universität zeigt. Sonderbar hört es sich z. B. an, daß der König von Frankreich aus der Universität Paris eine Rechtsschule schaffen wollte, die seinen Interessen dient und in der juristischen Auslegung ihres Verhältnisses seinen englischen Vasallen in Nachteil setzt. Ebenso würde es heute als sonderbar erscheinen, daß den englischen Universitäten die Verfügung des Königs von England das Dasein gab, durch die er seinen Untertanen den Besuch der Pariser Hochschule verboten hat. Wir könnten daher nicht behaupten, daß sich die Universität auf Grund eines im vornherein aufgestellten Planes der wissenschaftlichen Arbeit, oder nur zum Zweck des theoretischen Unterrichts überall auf einheitliche Weise ausgebildet hat.

Würden wir denken, daß die Universität letzten Endes nur die Schule der abstrakten Kenntnisse und Wissenschaften ist, so wird die Verallgemeinerung dieses Eindrucks durch die Auffassung der Republik Venedig unmöglich, daß sie keine solche, sondern eine Universität haben wollte, wo sie der Jugend fachgemäßen Unterricht erteilen lassen konnte, die sich für den höheren Staatsdienst vorbereitete. Eine solche Universität besaß sie in Padua, an der zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten der europäischen Staats- und Hofämter ihre Ausbildung erhielten. Auch die in der politischen Führung Siebenbürgens hervorragenden Staatsmänner des 16. Jahrhunderts wurden, mit dem Polenkönig Stefan Báthory an der Spitze, dessen Denkmal in Padua steht, an dieser Universität herangebildet. So kam es, was bisher nur wenig Beachtung fand, daß im ungarischen Rechtsunterricht beide Veränderungen der europäischen Universitäten erkennbar waren: Maria Theresia errichtete 1777 in Buda den von Peter Pázmány begründeten, sich mit theoretischen Wissenschaften befassenden Universitätstypus, gab aber drei Jahre später auf den Rat von Josef Ürményi ihre Zustimmung, daß in Verbindung mit der Universität Rechtshochschulen errichtet werden, an denen für die Erziehung und den praktischen Unterricht der Jugend gesorgt werde, die sich für

den höheren Staatsdienst vorbereitete. Beinahe in dieser Form sah Stefan Tisza in einer seiner Parlamentsreden den Unterschied zwischen der Universität, die sich mit theoretischer Ausbildung befaßt und den Rechts- hochschulen, die der Befriedigung praktischer Forderungen dienen und den staatlichen Bedürfnissen näher kommen.

Die Reform der juristischen Ausbildung wurde zur Zeit Maria Theresias von einem Mann durchgeführt, der an keiner Universität, sondern an einer Rechtsakademie studierte. Josef Ürményi war nämlich der ehemalige Zögling der im Gesetzartikel XLIV vom Jahre 1741 durch den Reichstag, die Regierung und den Herrscher anerkannten katholischen Rechtsakademie in Eger. Seine Arbeit erscheint noch bedeutsamer, wenn wir erwähnen, daß er nach der im Jahre 1777 durchgeführten Reform des Unterrichtswesens den Herrscher 1780 zur Errichtung von fünf königlichen Akademien nach dem Vorbild der Akademie von Eger bewog. Eine dieser Akademien errichtete Josef Ürményi in Zagreb, von wo Nikolaus Skerlec seine Studien gleichfalls an der Akademie in Eger absolvierte. Man könnte sagen, daß in dieser Richtung der Unterrichtsreform der Jahre 1777—1780 die führende Stellung nicht der Universität, sondern den Vertretern des Typus der Rechtsakademien zufiel; durch diese wurde auch die Studienordnung zusammengestellt, die im ganzen ungarischen juristischen Unterricht, somit auch an der Universität Buda obligatorisch geworden ist.

Wir wissen nicht, inwiefern behauptet werden könnte, daß während die Universität im Jahre 1635 im Westen des Landes errichtet wurde und den Einfluß der Wiener Universität widerspiegelte, 1777 aber aus dem Westen des Landes nach Buda versetzt wurde, wo sie lange Zeit als einzige Universität des Landes tätig war, in den östlichen Teilen des Landes die Erinnerungen an die Ausbildung in Padua und an die juristische Schulung in Siebenbürgen, also nicht an die theoretische, sondern an die praktische Ausbildung zu neuem Leben erweckt wurden. Mit der Untersuchung dieser Frage befaßte sich die Geschichtsforschung des ungarischen Unterrichtswesens noch nicht. Sie begnügte sich mit der völlig neuen, weil erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf- gekommenen Auffassung, daß die Institutionen der Universität und der Rechtsakademie nicht auf derselben Grundlage stehen, sondern der Mangel an Gleichberechtigung der einen Nachteil, der anderen aber Vorteil bedeutet; er fordere die Stärkung der einen und das Zurückdrängen der anderen. Diese Auffassung wich somit offensichtlich von der ursprünglichen ab.

Die im Jahre 1780 ausgegebene Stiftungsurkunde der Königin Maria Theresia, durch die in verschiedenen Landesteilen fünf königliche Akademien gegründet wurden, sagt eben etwas ganz anderes. Sie unterscheidet nicht nur hinsichtlich des Lehrgangs zwischen der Universität Buda und den Akademien, sondern nennt diese Tochteranstalten (*ipsius Universitatis quadamtenus filiae*) der Universität; sie stellt daher die Akademien nicht in Gegensatz zur Universität, sondern führt sie im Gegenteil an die Universität näher heran, indem sie die Akademien als ihre Tochteranstalten bezeichnet. Dadurch schuf die stiftende Königin selbst die Möglichkeit dazu, was sich in der Auslandspraxis in der Affi-

liation von Rumpfuniversitäten zu größeren Universitäten zeigt. Diese Erscheinung gab sich in Ungarn darin kund, daß die königlichen und staatlichen Rechtsakademien, mit Ausnahme von zweien, zu Universitäten umgestaltet wurden. Die Umgestaltung der zwei Akademien aber, der staatlichen in Kassa und der königlichen in Nagyvárad, verhinderte die im Jahre 1918 erfolgte — dort tschechische, hier rumänische — Fremdherrschaft. Das Verhältnis von Universität und Rechtsakademie bestätigte in dem von uns angegebenen Sinne die Tatsache, daß das Ministerium für Kultus und Unterricht im Jahre 1872 bei der Organisierung der Universität Kolozsvár das Gutachten der dortigen Rechtsakademie einverlangte, und daß von den nichtstaatlichen oder nicht-königlichen Rechtsakademien die katholische in Pécs und die reformierte in Debrecen auf dieselbe Weise in Universitäten umgewandelt wurden, wie dies im Falle der Rechtsakademien von Pozsony und Zagreb erfolgte.

Schon aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß die ungarische Rechtsakademie eine Institution mit großer Vergangenheit und bedeutsamer Sendung war.

Der Umstand, daß die fünf Anstalten in fünf verschiedenen Landesteilen errichtet wurden, spiegelte die Absicht der stiftenden Königin wider, daß keine Landschaft des Landes ohne eine juristische Hochschule bleibe, deren Lehrgang mit dem der im Mittelpunkt des Landes tätigen einzigen ungarischen Universität übereinstimmt. Auf Grund dieser Tatsache könnte auch gesagt werden, daß in der Fürsorge für sämtliche Landesteile auch die Absicht der Herrscherin zum Ausdruck kam, den Rechtsunterricht der Universität auf das ganze Land auszu dehnen, bezw. dem gesamten Rechtsunterricht sowohl an der Universität als auch an den Akademien eine einheitliche Regelung und einen einheitlichen Lehrgang zu geben. Die Verwirklichung dieser Absicht erblickten wir darin, daß die Universität des Landes ihre Rechtslehrer den Lehrkräften der Akademien entnahm. Die außerordentliche Bedeutsamkeit der Institution der ungarischen Rechtsakademien würde sich überzeugend zeigen, wenn jemand die Liste der Rechtslehrer der Rechtsakademien zusammenstellen würde, die zu Universitätsprofessoren wurden und den Universitäten zum Ruhm gereichten.

Manche glauben, die Bedeutung der Rechtsakademien sei durch diese Tatsache erschöpft, obwohl die Reform Ürményis auch eine andere Bedeutung hatte, da Kaiser Napoleon bei der Durchführung der Reform des französischen Unterrichtswesens den Aufbau der ungarischen Rechtsakademien zur Grundlage nahm. Er teilte Frankreich in akademische Bezirke ein, wie auch Ungarn zur Zeit der Königin Maria Theresia nach den im Jahre 1780 errichteten Rechtsakademien in Lehrkreise geteilt wurde. Napoleon schätzte den Begriff der Akademien höher ein als den der Universitäten; im Mittelpunkt eines jeden akademischen Bezirkes errichtete er eine Universität, daneben ein Lyzeum, das in Ungarn an dem Sitz der Akademien errichteten Archigymnasien entsprach. Diese Verfügung Napoleons bezeugt, daß er in dem von Ungarn übernommenen Vorbild keinen Gegensatz, sondern ein gegenseitige Ergänzung von Akademie und Universität erblickte.

Die Bedeutsamkeit der Institution der Akademien, die sich in den Verfügungen Napoleons erwies, verringert nicht die andere, die der Institution im ungarischen Rechtsunterricht, besonders in der politischen Ausbildung zukam. Nicht als ob an der juristischen Fakultät der ungarischen Universität keine politischen — historischen und völkerrechtlichen — Disziplinen unterrichtet worden wären. Die Ratio Educationis schrieb in den Jahren 1777 und 1806 auch für die juristische Fakultät der Universität den Unterricht dieser Fächer vor, die zugleich auch von den sechs Rechtsakademien in verschiedenen Landesteilen gelehrt wurden.

Es wäre somit keine Übertreibung zu behaupten, daß die Generationen, die seit Josef II, besonders aber seit dem Reichstag des Jahres 1790 am öffentlichen und politischen Leben teilnahmen, im Geiste der von Ürményi durchgeführten Reform des Rechtsunterrichts erzogen wurden, was sich bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich im Jahre 1867 auswirkte. Wäre unsere Studie eine Verteidigungsschrift der Institution der Rechtsakademien, so würde es genügen, bei diesem Punkt Halt zu machen. Wir könnten eben auf die acht Jahrzehnte der ungarischen Geschichte verweisen, die einen beispiellosen Aufschwung des politischen Lebens zeigen. Die Ursache dieses könnten wir unschwer darin finden, was bereits auch andere bemerkt haben, daß die Führer des ungarischen öffentlichen Lebens eine stattliche Anzahl von Männern war, die eine hohe politische Bildung besaßen, in europäischen Fragen orientiert waren, und deren ganze öffentliche Tätigkeit die Spuren und die Wirkung einer höheren politischen Erziehung und Schulung zeigte.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird am besten dadurch erwiesen, daß auch die Kroaten und die anderen Volksgruppen Ungarns die Wichtigkeit des ungarischen Rechtsunterrichtes erkannten. Und da diese Volksgruppen vor allem in den Grenzgebieten Ungarns in größerer Anzahl lebten, kannten sie die Rechtsakademien wahrscheinlich besser, als die Universitäten, hatten doch die Rechtsakademien ihren Sitz in Städten, die in der Nähe der Grenzgebiete oder in diesen selbst liegen. Die nähere Kenntnis der Akademien bei den Volksgruppen ergibt sich auch daraus, daß sie für sich Rechtsakademien und nicht Universitäten wünschten. Sie nahmen an, daß sie durch diese ihren Söhnen eine politische Erziehung gewähren können, die dem Ungartum zu einer beispiellosen Geltung verhalf.

Es würde hier genügen, das Beispiel der königlichen Rechtsakademie in Zagreb anzuführen, der die Entwicklung des kroatischen Nationalbewußtseins zu verdanken war. Die Kroaten wissen selbst am besten, daß die im Jahre 1780 errichtete Akademie in Zagreb und die aus ihr hervorgegangene Universität der kroatischen Nation die Generationen erzogen, die im ungarisch-kroatischen Ausgleich des Jahres 1868 die Rechtslage des kroatischen Königreiches auf neue Grundlagen legten und die Ausbildung des kroatischen Nationalbewußtseins ermöglichten. Zweifellos ist auch, daß die Grundlagen dieser Entwicklung von der königlichen Rechtsakademie in Zagreb geschaffen wurden, und daß die Universität Zagreb diese Arbeit nur fortsetzte, obwohl sich in ihrem

Lehrgang bereits auch andere Einwirkungen geltend machten. Die österreichische Regierung ließ nämlich, als sie erkannte, daß das politische Kenntnismaterial der ungarischen juristischen Ausbildung von dem der österreichischen Universitäten abweicht, die politischen und völkerrechtlichen Disziplinen, die im Lehrgang der Rechtsfakultäten der österreichischen Universitäten nicht enthalten waren, aus der Studienordnung der Rechtsfakultäten der Universitäten Buda und Zagreb, sowie der ungarischen Rechtsakademien entfernen.

Die Rückwirkung dieser Anordnung (1849) zeigte sich nicht bei dem Ungartum, sondern bei den ungarländischen Nationalitäten.

Die Nationalitäten wünschten nämlich Rechtsakademien und keine Universitäten. In ihren Forderungen kehrte dieser Wunsch vom Jahre 1848 bis 1908 stets wieder, was eine besondere Studie beanspruchen würde. Jedenfalls kann gesagt werden, daß die Nationalitäten die Institution der Rechtsakademien besser kannten, da diese in ihrer Nähe untergebracht waren, und da auch sie selbst ihr Studium auf ungarischen Rechtsakademien absolvierten; doch könnte auch bemerkt werden, daß jene, die die Tätigkeit der ungarischen Rechtsakademie beobachteten und ihre Wirkung sahen, für ihr eigenes Volk auch darum solche forderten, weil sie Augenzeugen der politischen Anforderungen der ungarischen Nation und des Ungartums waren.

Die Siebenbürger Sachsen, die seit dem Jahre 1844 eine Rechtsakademie besaßen, haben in der bezüglichen Weisung (2. November 1844) die weitere Unterhaltung der Akademie folgendermaßen begründet: »es sollten sich die sächsischen Jünglinge, nebst gründlicher Kenntnisse des allgemeinen Rechts, zu Schirmern und Pflegern der besonderen Rechte ihres Volkes heranbilden.« Die wissenschaftliche und Lehrtätigkeit des Professors der Akademie, Schuler von Libloy, auf diesem Gebiete haben die Siebenbürger Sachsen stets hoch eingeschätzt. Die Aufhebung der sächsischen Rechtsakademie in Nagyszében (1887) hing nicht damit im Zusammenhang, daß die Siebenbürger Sachsen keine Rechtsakademie besitzen sollten, sondern damit, daß durch die Errichtung der Universität Kolozsvár (1872) nach der zentralistischen Auffassung eine höhere Hochschule entstand; die Rechtsakademie wurde nicht infolge der sog. Magyarisierungstendenz der Regierung, sondern in der Auffassung eingestellt, daß die Universität eine Institution höherer Ordnung ist.

Die Slowaken stellten in ihrer Denkschrift von Turócszentmárton im Jahre 1861 dieselbe Forderung: »Wir verlangen für die politische und juridische Erziehung und Bildung eine juridische Akademie«. Es kann nicht angenommen werden, daß sich die führenden slowakischen Persönlichkeiten nicht dessen bewußt gewesen wären, was sie fordern; vielmehr müssen wir daran denken, daß sie die Stellung und Aufgabe der ungarischen Rechtsakademie recht gut kannten, und der slowakischen Jugend die Möglichkeit geben wollten, durch eine ähnliche Institution, durch das Studium und die Erforschung ihrer alten Rechtsverhältnisse das slowakische Nationalbewußtsein zu heben. Hieran müssen wir auch darum denken, weil die Slowaken an dieser Forderung auch nach einem halben Jahrhundert festhielten, da der englische Publizist Seton Watson noch im Jahre 1908 in seinem Werk über das Problem der Völker Ungarns („Racial prob-

lems of Hungary“) unter den Forderungen der ungarländischen Slowaken auch die Akademie erwähnte: »the erection of one Slovak Academy of law«.

Derselbe Fall lag bei den Ruthenen vor, die an den königlichen Rechtsakademien in Kassa und Nagyvárad studierten und zur Zeit, als die österreichische Regierung 1849 den ungarischen Rechtsakademien die Universität gegenüberstellte, für sich eine Rechtsakademie verlangten und ihr Ersuchen gerade an die österreichische Regierung richteten: »eine Rechtsakademie mit ruthenischer Unterrichtssprache, die Umwandlung der Lemberger Universität in eine solche mit dieser (ruthenischen) Vortragssprache«. Aus dem Wunsche, die österreichische Universität Lemberg in eine Rechtsakademie ungarischer Art umzuwandeln, kann darauf geschlossen werden, daß die Ruthenen in Galizien die Erfolge der ungarischen politischen Erziehung durch die Verpflanzung der Institution der ungarischen Rechtsakademie nach Österreich erzielen wollten. Dieselbe Forderung unterbreiteten die Ruthenen auch dem Reichstag des Jahres 1861.

Die Slowaken und Ruthenen erhielten keine Rechtsakademie. Als die Tschechen 1918 Kassa besetzten, hätten sie Gelegenheit gehabt, die königlich ungarische Rechtsakademie hier in eine slowakische oder ruthenische Anstalt umzugestalten, statt dessen aber stellten sie diese ein, weil der tschechischen Regierung die Institution der Rechtsakademie unbekannt war. In Böhmen war die Universität die einzige Hochschule, auch der österreichische Unterrichtsminister Graf Thun, der 1849 die ungarischen Rechtsakademien der Universität gegenüber hintanstellte, war tschechischer Abstammung.

Von der österreichischen, tschechischen, slowakischen und ruthenischen unterschied sich die südliche Linie, an der die Kroaten, Serben und Rumänen standen. Die österreichische Regierung belohnte die katholischen Kroaten damit, daß sie die von Ungarn errichtete königliche Rechtsakademie in Zagreb zu einer Universität ausbaute. Zugleich verschloß sie sich aber dem Wunsche der Serben und Rumänen, die gleichfalls eine Rechtsakademie erhalten wollten.

Der serbische Patriarch Rajašić erließ im Jahre 1852 einen Aufruf zur Errichtung einer serbischen Rechtsakademie, 1860 aber verlangte er in einer Eingabe an den Herrscher die Errichtung von zwei serbischen Rechtsakademien (27. September 1860).

So gelangte die Frage der serbischen Rechtsakademie, die von Rajašić Universität genannt wurde (Serbisch-Banater Franz Josefs-Universität zu Karlowitz zweiten Ranges) vor den Reichstag des Jahres 1861. Dieser wurde aufgelöst, und bei den Wahlen zu dem Reichstag von 1865 nahmen die serbischen Kandidaten die Forderung nach einer Rechtsakademie bereits in ihre Programmreden auf. Diese wurde auf dem Reichstag 1865—68 von den Nationalitäten auch in den durch sie gemeinsam unterbreiteten Gesetzentwurf aufgenommen. So lesen wir im Gesetzentwurf der Nationalitäten (12. November 1868) die Forderung, daß neben der damals einzigen (Pester) Universität »zum Vortrag der heimischen Gesetze in den Sprachen der Nationalitäten« ein Lehrstuhl errichtet werde, und daß »dasselbe auch für die Landes-Rechtsuniversitäten mit dem Unterschied angeordnet werde, daß an diesen der Unter-

richt nicht in allen Nationalitätensprachen, sondern nur in der Sprache der in den betreffenden Landesteilen stark vertretenen Nationalität erfolge«. Allerdings handelte es sich hier um den Sprachgebrauch, doch wird auch von den Rechtsakademien gesprochen, die in verschiedenen Landesteilen, in den von Nationalitäten bewohnten Gebieten tätig waren.

Die Rumänen formulierten ihre diesbezügliche Forderung auf dem siebenbürgischen Landtag der Jahre 1863—64 wie folgt: »Seit dem Jahre 1850 forderten unsere Schriftsteller und Politiker bei jeder Gelegenheit eine eigene rumänische Universität, und zwar darum, weil sie sahen, daß sowohl auf der Akademie in Nagyszeben, als auch auf der einstigen Akademie in Kolozsvár nur eine Unterrichtssprache — auf der einen die ungarische, auf der anderen die deutsche — zur Geltung kam... Gegenwärtig kann unser Wunsch, daß auch wir eine eigene, besondere Rechtsakademie erhalten, dadurch erfüllt werden, daß... von nun an sowohl auf der Akademie in Nagyszeben, als auch auf der in Kolozsvár die Lehrgegenstände auch rumänisch vorgetragen werden... dies ist der Wunsch der ganzen rumänischen Nation«.

Die Forderung der Serben und Rumänen, nach dem Vorbild der ungarischen Rechtsakademien eine serbische, bezw. rumänische Akademie zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Nach der 1918 erfolgten Abtrennung der Südgebiete von Ungarn errichtete die serbische Regierung für die ungarländischen Serben in Ujvidék eine Rechtsakademie, die rumänische Regierung aber gestaltete die von Ungarn abgetrennte ungarische Rechtsakademie in Nagyvárad zu einer rumänischen um. Dies erfolgte, obwohl den serbischen und rumänischen Balkanregierungen die Institution der Rechtsakademie unbekannt war, und obwohl sie in Belgrad, bezw. in Bukarest Universitäten besaßen.

Es ist kaum zweifelhaft, daß es sich dabei um die Befriedigung der alten Forderung der ungarländischen Serben und Rumänen handelte; die ungarische Rechtsakademie, deren Institution die Ruthenen nicht nach Lemberg übertragen konnten, fand über Szabadka und Nagyvárad den Weg nach Serbien, bezw. Jugoslawien und Rumänien.

Inzwischen aber hat sich die Lage in Ungarn wesentlich geändert. Nach der Gründung der Universität in Kolozsvár (1872) vermehrten sich auch in Siebenbürgen die Anhänger der Universität; als die Frage des Universitätsunterrichts zur Sprache kam, stellte im Jahre 1883 nur mehr eine vereinzelte Ansicht den Mangel fest, den das Ausbleiben der politischen und auf das Ausland bezüglichen Kenntnisse aus dem Lehrstoff des juristischen Unterrichtes nach sich zog. Damals tauchte der Gedanke auf, Lehrkurse für jene zu veranstalten, die den Staatsdienst, Verwaltungsdienst oder den höheren Außendienst antreten wollen, da der Rechtsunterricht in der Verfolgung theoretischer und praktischer Ziele dort nicht genügend gewürdigt, hier aber als Lehrkurs für Rechtsanwälte und Richter betrachtet wurde.

Obwohl der Herrscher die bestehenden Rechtsakademien 1874 zu Rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten erhob, 1911 das Dekanatssystem einführte und die Akademien mit neuen Lehrstühlen ergänzte, durch die sie wieder den im Jahre 1780 reformierten Akademien ähnlich wurden, ist auf der anderen Seite die Reform der Rechtsakademien

unterblieben. Ihre Anzahl erhöhte sich beträchtlich, an den nicht königlichen und nicht staatlichen Rechtsakademien unterrichteten Lehrkräfte, die keine Befähigung, Universitätsprofessoren zu werden besaßen. Dies hat eine Reform der Akademien unumgänglich nötig gemacht, die ausschließliche Geltung des Universitätstypus und die jähe Einstellung der Akademien aber keineswegs begründet.

Der eine Unterschied zwischen der Errichtung und Einstellung der Akademien bestand darin, daß Ürményi, der die Akademien errichten ließ, selbst ehemaliger Schüler einer Akademie war, ihre Einstellung dagegen von den Universitäten durch Männer angeregt wurde, die selbst an einer Universität studierten und somit den Universitätstyp zu ausschließlicher Geltung erhoben.

Heute gehört die ungarische Rechtsakademie — mit Ausnahme einiger konfessioneller Institute — der Vergangenheit an. Ihre Geschichte festzuhalten ist Aufgabe des Historikers.

Seine Arbeit wird nicht leicht sein, da die Tätigkeit und Wirkung der ungarischen Rechtsakademien die der ungarischen Universitäten übertrifft. Viele von ihren Professoren wurden Universitätsprofessoren und Zierden der Universitäten, viele wurden an ausländische Universitäten berufen, manche waren vornehme Mitglieder ausländischer Akademien. Bezeichnend für ihre wissenschaftliche Tätigkeit ist, daß im letzten Vierteljahrhundert des Bestehens der Rechtsakademie in Nagyvárad die Professoren die Rechtswissenschaft mit mehr als dreihundert selbständigen Werken und Studien bereicherten.

Auf die Tätigkeit und die bedeutsame historische Stellung dieses Universitätstyps ungarischen Gepräges wollte Schreiber dieser Zeilen aufmerksam machen, der 1940 als letzter Professor der im Jahre 1780 gegründeten königlichen Akademien in den Ruhestand trat und damit den letzten Akkord der Geschichte dieser mehr als hundertfünfzigjährigen ungarischen Institution verklingen ließ.

GRAF NIKOLAUS ZRINYI

VON ÁRPÁD MARKÓ

»Wie ein Obelisk, auf den zu die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht in der Mitte der Kriegskunst hervorragend der feste Wille eines stolzen Geistes« sagt Clausewitz.

Im 17. Jahrhundert lebte in Ungarn eine große Persönlichkeit, Graf Nikolaus Zrínyi, — Staatsmann, Feldherr und Gelehrter zugleich — auf den diese klassischen Worte besonders treffen. Der Name Zrínyi ist im deutschen Reich wohl nicht unbekannt. Theodor Körners berühmtes Schauspiel und viele Geschichtsbücher halten den Ruhm jenes Grafen Zrínyi fest, der im Jahre 1566 die von den Osmanen arg bedrängte Festung Szigetvár mannhaft verteidigte und bei seinem Ausfall den Heldentod fand. Indessen soll es sich hier nicht um diesen Nikolaus Zrínyi handeln, sondern um seinen Urenkel gleichen Namens, der als Soldat und Mensch seinen Urgroßvater weit überragt, dessen Bedeutung und Wert aber — besonders außerhalb Ungarns — nahezu unbekannt ist.

Als der würdigste Sproß einer streitbaren, hochangesehenen und mächtigen Sippe wurde Nikolaus Zrínyi im Jahre 1620 geboren. Seine feudale Familie kroatischen Ursprungs herrschte über ein großes Gebiet. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Adriatischen Küste über das damalige Kroatien bis zum Mittelteil Westungarns. Die Zrínyi's — seit Jahrhunderten wackere Osmanenbezwinger — waren Magnaten in Ungarn und Kroatien zugleich. Die Nationalitätenfrage spielte zu dieser Zeit keine Rolle. Die Schicksalsgemeinschaft Kroatiens mit Westungarn, die stets drohende Osmanengefahr brachte es mit sich, daß z. B. Nikolaus Zrínyi über seinen Bruder Peter sagen konnte: »Er ist ein guter Kroate, daher ein guter Ungar.« Es war selbstverständlich, daß beide Brüder, Nikolaus und Peter, treu den Überlieferungen ihrer heldischen Vorfahren, als Lebensziel den Kampf mit den Osmanen betrachteten. Nikolaus Zrínyi's Vater und Großvater waren — dem Urgroßvater gleich — namhafte Helden und berühmte Soldaten der Osmanenkriege. Georg Zrínyi, der Vater, zog als treuer Anhänger Ferdinand I. an der Spitze angeworbener Husaren in den Dreißigjährigen Krieg, starb aber jung. Nach seinem Tode wurden seine zwei Söhne, Nikolaus und Peter, da auch ihre Mutter Magdalene von Széchy kurz darauf verschied, unter der Aufsicht des Kardinals Peter Pázmány erzogen.

Beide Jünglinge genossen eine sorgfältige humanistische Erziehung unter der Aufsicht der berühmtesten Persönlichkeit der Gegenreformation in Ungarn, des Kardinals Pázmány. Peter Zrínyi wurde in der Folge nur Soldat, ein wackerer Heerführer und glühender Patriot.* Nikolaus

* Er war jener Zrínyi, der als Anführer einer nationalen Freiheitsbewegung in Westungarn gegen das Haus Habsburg mit seinen Schicksalsgenossen, den Grafen Frangepán, Nádasdy und Tattenbach im Jahre 1671 in Wiener Neustadt verhaftet und enthauptet wurde.

entwickelte sich dagegen zu einem weiblickenden, außerordentlich gelehrten, vielseitigen und feingebildeten Kenner der zeitgenössischen Dichtung des Abendlandes. Schon seit seiner frühesten Jugend zeigte er aufrichtiges Interesse für die Wissenschaften. Die Studien im Jesuitenkollegium in Graz, später in Nagyszombat (Tyrnau) gaben die Grundlage für seine umfassenden Kenntnisse auf dem Gebiete der zeitgenössischen und antiken Dichtung. Nikolaus wurde ein Polyhistor im wahrsten Sinne des Wortes. Er sprach sieben Sprachen.

Nach einer Studienreise in Italien wählte er als ständigen Wohnsitz seine Burg Csáktornya (Csakathurn). Sein Ruf als tapferer Krieger wurde bald bekannt. Als Führer einer Reiterschar nahm er im Jahre 1644 an den Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges, an verschiedenen Waffengängen in Nordungarn gegen die schwedischen Generale Torstenson und Wrangel teil. Kaiser und König Ferdinand III. ernannte ihn 1646 zum Ober-Feld-Wachtmeister. Später wurde er Banus von Kroatien und Generalkapitän des Wehrbezirkes an der ungarisch-kroatischen Mark. Von seinem Stammschloß Csáktornya aus, auf der sogenannten Murinsel organisierte und führte er die Verteidigung dieses Landstriches mit eiserner Hand und hervorragender Umsicht. Sein Stammsitz war jedoch nicht nur das Zentrum der Kriegshandlungen gegen die Osmanen. Er sammelte nahezu alle damals bedeutenden wissenschaftlichen und literarischen Werke und verbrachte viel Zeit in seiner reichhaltigen Bibliothek. (Zrinyi's Bibliothek befindet sich heute im Besitz der Zagreber Universitätsbibliothek in Kroatien.) Der berühmte niederländische Arzt und Weltreisende Jakob Tollius besuchte Zrinyi 1661 und schildert in seiner Reisebeschreibung die fürstliche Pracht in Burg und Garten und die hochgebildete und erhabene Denkart des kriegerischen, gelehrten Burgherrn mit anerkennenden Worten. Trotz seiner Vorliebe für die Wissenschaften aber war Zrinyi mit Leib und Seele vor allem Soldat. Der Wiener Hof hatte im Jahre 1648 den 1606 mit den Osmanen geschlossenen Frieden für weitere 22 Jahre verlängert, um freie Hand gegen Westen zu gewinnen. Die Sicherung des römisch-deutschen Imperiums nach Westen gegen die immer mehr zunehmenden Gegenbestrebungen des Hauses Bourbon war für das Haus Habsburg weitaus wichtiger als die Befreiung Ungarns von den Osmanen. Diese Richtlinie zeigte klar und deutlich, daß sich die Interessen der Dynastie nicht mit den elementarsten, in der Staatsverfassung begründeten Rechten und den Lebensbedingungen der ungarischen Nation deckten. Das Land war seit der katastrophalen Niederlage im Jahre 1526 bei Mohács in drei Teile geteilt. In der Mitte Ungarns — den östlichen Teil Westungarns inbegriffen — lag das von den Osmanen besetzte Gebiet. Der östliche Teil, das Fürstentum Siebenbürgen ging seine eigenen politischen Wege. Die Oberhoheit des Königs erstreckte sich daher bloß auf den westlichen Teil des Landes, — etwa durch das linke Ufer der Raab begrenzt — und auf Oberungarn. Treffend beurteilt die Haltung und Stellung der Kaiser und Könige Ferdinand III. und Leopold I. Ungarn gegenüber der Wiener Historiker Reinhold Lorenz mit folgenden Worten: »... ist die regelmäßige Residenz des apostolischen Königs außer Landes. Er selbst fühlte sich garnicht in erster Linie als Repräsentant Ungarns. Außenpolitik und Kriegsführung aber waren nicht dem Reichstag, sondern

seinem Rate vorbehalten. Für diesen aber lag das Ungarland gewöhnlich weitab von den Bewegungen der europäischen Mitte, wie ein toter Flußarm, der nur bei hochgehender Flut wieder Berührung mit dem strömenden Element gewinnt.«

Sobald Zrinyi und seine Kampfgenossen mit ihrem Heerbann sich den ins Grenzgebiet einfallenden Osmanen entgegenstellten, oder diese zur Vergeltung selbst angriffen und schlugen, kam die Warnung, Mißbilligung oder ernste Mahnung aus Wien, den Frieden nicht zu stören, und die Durchführung der notwendigen militärischen Maßnahmen dem Hofkriegsrat zu überlassen. Das im königlichen Ungarn lagernde kaiserliche Heer — etwa 12—15.000 Mann — war auf mehr als 80 befestigten Posten verteilt, schlecht besoldet und verpflegt, eher eine Landplage als Schutz des Landes und seiner ohnehin verarmten Bevölkerung. Wohl lebte im kaiserlichen Heer nach dem Westfälischen Frieden viel kriegerischer Geist, doch fehlte — wie dies Freytag-Loringhoven in seinem Werke »Die Psyche des Heeres« deutlich und richtig bemerkte »... bei der Natur dieses Staates der einheitliche, auf ein großes gemeinsames Ziel gerichtete Sinn, der allein dem Heerwesen dauernde Kraft zu verleihen imstande gewesen wäre«.

Die Schaffung dieser dauernden Kraft zur Befreiung Ungarns von den Osmanen war Ziel und Lebensprogramm des Grafen Nikolaus Zrinyi. Er war der erste, der diese nationale Aufgabe in ihrem völligen Umfang erkannte. In seinen klassischen Werken, kriegsphilosophischen, strategischen und heeresorganisatorischen Inhalts, legte er die Grundgedanken zu einem Wehrsystem und zur Aufstellung einer stehenden Nationalarmee nieder. Sein kampfbereiter Einsatz für diese Idee, seine unverzagte Haltung sowohl im Kampfe mit den Osmanen, als auch dem bedächtigen Hofkriegsrat, sowie den methodisch führenden kaiserlichen Feldherren gegenüber, hatte die Folge, daß Zrinyi nie ein selbständiges Kommando erhielt.

Selbst als Großvezir Köprili Achmed ein starkes Osmanenheer sammelte und 1663 die große Kriegsbrücke bei Esseg über die Drau überschritt, also »Hannibal ante portas« stand, nahm man Zrinyi's wirklich vernünftige Ratschläge nicht an. Das Osmanenheer zog der Donau entlang über Buda und eroberte die Festung Érsekújvár. Nun mußte der Wiener Hof endlich erkennen, daß jeder Friedensschluß mit den Osmanen hinfällig und auf Sand gebaut sei. Nach Eroberung dieser starken wichtigen Festung der Donaulinie war der Weg zum christlichen Abendland frei.

Zrinyi schlug folgenden Kriegsplan vor. Die gesammelte, unter Führung des Feldmarschalls Graf Montecuccoli stehende kaiserliche Hauptarmee soll in Westungarn aufmarschieren. Er — Zrinyi — übernimmt die Aufgabe mit einer selbständigen Heeresgruppe, die Kriegsbrücke bei Esseg zu vernichten, die Brückenköpfe und das ungarisch-kroatische Randgebiet von den Osmanen zu säubern. Wenn diese einzige und wichtigste Verbindung zwischen dem von den Osmanen besetzten Gebiet und dem Balkan, ihrem Mutterlande, endgültig zerstört ist, und dadurch jeder weitere Nachschub unmöglich gemacht wird, kann Feldmarschall Montecuccoli die bereits in Ungarn eingedrungene osmanische Hauptkraft entscheidend schlagen. Alle von den Osmanen besetzten Grenzfestungen

müssen dann von ihrem Hinterland abgeschnitten als reifes Obst in die Hände der christlichen Belagerungstruppen fallen.

Dieser klar umrissene, einfache Kriegsplan hätte leicht durchgeführt werden können. Der in Regensburg tagende große Kriegsrat nahm jedoch den Vorschlag des an Erfahrung und Ortskenntnis reichen Zrinyi nicht an. Wohl achtete und schätzte man ihn allseits, auch in Wien, seines lauterer Charakters und seiner soldatischen Tugenden wegen — im Kriegsrat aber gewannen die Anhänger Montecuccolis Oberhand. Zwischen diesem hervorragenden Feldherrn und Zrinyi herrschte bereits seit Jahren eine Spannung, die sich, als Montecuccoli zur Unterstützung des Fürsten Johann Kemény von Siebenbürgen dorthin entsandt, die Besetzung dieses Landes von den Osmanen durch sein allzu vorsichtiges Manövrieren nicht verhindern konnte, zu offener Gegnerschaft heranwuchs. Montecuccoli, ein treuer Diener seines Herrn, Kosmopolit und überzeugter Anhänger der nach Westen gerichteten dynastischen Politik des Hauses Habsburg, konnte und wollte sich den Forderungen des ungarisch-osmanischen Kriegsschauplatzes und der dort einzig zweckmäßigen energischen Kampfführung nicht anpassen. Für ihn war Ungarn ein Nebenkriegsschauplatz. Zunächst soll die Macht des römisch-deutschen Kaiserreiches gegen Westen gefestigt und dessen Ostgrenzen vor dem Einfall der Osmanen halbwegs gesichert werden; die Säuberung Ungarns folgt nachher. Zrinyi als glühender Patriot, der den Verfall seines Landes infolge der bereits über 140 Jahre dauernden Osmanenherrschaft mit allen Fasern seines Wesens durchfühlte, betrachtete als zwangsläufige und dringendste Aufgabe die Vertreibung der Osmanen aus Ungarn. Ist dies gelungen, so ist der christliche Westen vor einem südöstlichen Einbruch gesichert. Dann kann das »römische Reich christlicher Nation« die weitere Sicherung der östlichen Grenzen Mitteleuropas dem befreiten und in sich geeinten Königreich Ungarn ruhig überlassen.

Der Kriegsrat in Regensburg wollte indessen den tapferen Osmanenbezwinger Zrinyi nicht kränken. Nahm man seinen Feldzugsplan nicht an, so wollte man ihm wenigstens die Genugtuung geben, daß man einige Gedanken seines Vorschlages in den Rahmen des großen Kriegsplanes eingliederte. Jeder Kriegsplan, der auf Kompromissen aufgebaut ist, ist von vorneherein schwach und verspricht wenig Erfolg. Demnach sollte Montecuccoli mit der Hauptmacht der Donau entlang zunächst Buda zurückerobern, dann gegen Belgrad vorrücken. Zur Sicherung und Unterstützung dieser Hauptaktion bildete man zwei Gruppen. General de Souches hatte mit einer Heeresgruppe die osmanischen Grenzfestungen nördlich der Donau der Reihe nach zu erobern. Zrinyi dagegen sollte mit seiner Gruppe den Schutz Westungarns übernehmen und dadurch Montecuccolis Vormarsch decken und erleichtern. Westungarn, wo nach Zrinyis Ansicht der Hauptschlag geführt werden sollte, wurde durch diese Anordnung des Kriegsrates zum Nebenkriegsschauplatz. Wie es Zrinyi richtig voraussah, konnte dieser zersplitterte Kriegsplan zu keinem durchschlagenden Erfolg führen. In einem auf eigene Verantwortung energisch geführten kurzen Winterfeldzug 1663/64 säuberte Zrinyi das nördliche Ufer der Drau vom Feinde, schlug mit Hilfe des Heerbanns seines Bruders Peter eine starke osmanische Heeresgruppe und zerstörte den

nördlichen Brückenkopf bei Esseg. Doch wurden seine Erfolge vom Hofkriegsrat wenig bewertet und nicht ausgenützt. Man ließ den Osmanen Zeit, den zerstörten Brückenkopf wieder herzustellen, sodaß ihre Hauptmacht wieder in Westungarn erscheinen konnte. Als dann die Osmanen im Sommer 1664 das von Zrinyi erbaute Bollwerk, die Festung »Neu Zerinburg« im Mur-Drauwinkel eroberten, sah wohl auch Montecuccoli ein, daß der Schwerpunkt der Kampfhandlungen doch in den südlichen Gebieten Westungarns lag. Er führte nun sein Heer dahin, besiegte zwar die Osmanen bei St. Gotthard am 1. August 1664, doch brachte dieser Sieg Ungarn nicht die Befreiung von den Osmanen. Im Frieden von Vasvár — der selbst nach einer verlorenen Schlacht nicht schämlicher hätte ausfallen können — wurde vom Wiener Hof die Räumung der besetzten Gebiete nicht verlangt. Tief erbittert wollte Zrinyi im November nach Wien eilen, um den König und seine Berater über die Lage und Stimmung in Ungarn aufzuklären. Am Tage vor seiner Abreise, dem 18. November, wurde er bei einer Jagd von einem verwundeten Eber unversehens von hinten angefallen, und bevor er sein Kurzgewehr oder Jagdmesser gebrauchen konnte, zu Boden geworfen. Das Wild riß ihm die Kehle auf. So verschied dieser größte Ungar des 17. Jahrhunderts in seinem 44. Lebensjahr, in der Blüte seines Lebens und seiner schöpferischen Kraft.

Seine erste Ehe mit der Gräfin Eusebia Draskovich blieb kinderlos. Als Witwer heiratete er 1662 Maria Sofie Löbl, die Tochter des kaiserlichen Generals Johann Christoph Frhr. von Löbl. Von seinen Kindern aus dieser Ehe überlebte ihn nur ein Sohn, Adam, der als würdiger Sproß seines Geschlechtes die Soldatenlaufbahn wählte und als kaiserlicher General in der Schlacht gegen die Osmanen bei Slankamen 1691 den Heldentod fand.

Bezeichnend für den europäischen Ruf Zrinyis ist, daß z. B. die mit dem französischen General Coligny in der Schlacht bei St. Gotthard tapfer kämpfenden französischen Offiziere Zrinyi, obwohl er an dieser Schlacht nicht teilnahm, als den eigentlichen Sieger über die Osmanen feierten. Nach dem energisch geführten Winterfeldzug (1663—64) wurde er aus aller Herren Länder beglückwünscht. Papst Alexander II. feierte ihn als »Athleta Christi«, Ludwig der XIV. sandte ihm 10,000 Golddukat, die Zrinyi zur Fortführung des Krieges verwendete. Vom spanischen König Philipp IV. erhielt er das Goldene Vließ. Bernhard, Bischof von Münster sandte ihm Geld und Kanonen. Die Kurfürsten von Bayern und Mainz, der Herzog von Württemberg, der Großmeister des Deutschen Ritterordens, Caspar Friedenthal und andere berühmte Persönlichkeiten suchten ihn mit ihren warmen Glückwünschen auf. In Regensburg wurde ein festlicher Umzug gehalten.

Der jähe Tod Zrinyis wurde gleichfalls von ganz Europa betrauert. Der Karmelitenpater Andreas hielt über ihn eine ergreifende Trauerrede in München. Die Studierenden der Universität zu Tübingen verfaßten Trauergedichte in verschiedenen Sprachen. Überall wurde der Ruhm des vorzüglichsten Verteidigers des abendländischen Christentums verkündet und sein tragisches Ende beklagt.

Graf Nikolaus Zrinyi war eine vielseitige Persönlichkeit. Er selbst betrachtete sich zunächst als Soldat und Heerführer, der nur in den Kampfpausen seines bewegten Kriegerlebens zur Feder greifen konnte, Seine Leistungen auf dem Gebiet der Kriegswissenschaften aber, sowie seine Dichtungen sind einzigartig; seine Werke gehören zu den kostbarsten Schätzen des ungarischen Schrifttums im 17. Jahrhundert.

Vor allem verdienen die kriegsgeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Werke Zrinyis besondere Beachtung. Er schrieb seine Werke in den Jahren zwischen 1655 und 1662, also in einer Zeit, wo er an der Spitze seiner kriegsgewohnten Schar, den Kleinkrieg gegen die Osmanen mit zäher Energie und Tapferkeit führte. Den Anlaß gab ihm hiezu der Umstand, daß das ungarische Militär, im Rahmen der Kriegsmacht der Habsburger, als ein wesentlicher Bestandteil des Reichsheeres, keine Reglements und sonstige Dienstvorschriften und Studien über das Wesen der Kriegsführung in ungarischer Sprache besaß. Diesem Mangel wollte er abhelfen, indem er Werke berühmter Feldherren und Kriegstheoretiker ins Ungarische übertrug, und diese — gestützt auf seine Erfahrungen — den ungarisch-osmanischen Verhältnissen anpaßte.

In seinem »Tábori Kis Trakta« (»Kleines Feldtraktat«) befaßt er sich mit den allgemeinen Fragen der Heeresverfassung bis in die kleinsten Einzelheiten des täglichen Truppendienstes. In den kriegsphilosophischen Erörterungen »Vitéz Hadnagy« (»Der tapfere Heerführer«) analysiert er die theoretischen Fragen des Kriegswesens, der höheren Führung und zeichnet das Bildnis des Befehlshabers, wie er sein soll. Sein Buch »Mátyás király életéről való elmélkedések« (»Betrachtungen über das Leben des Königs Matthias«) ist voll tiefgreifenden staatsphilosophischen Gedanken und Ratschlägen, in denen Zrinyi die hervorragenden staatsmännischen und militärischen Tugenden und Taten des letzten nationalen Königs, Matthias Corvinus — den sich Zrinyi zum Vorbild wählte — in treffenden Worten schildert. Sein letztes Werk: »A török áfium ellen való orvosság« (»Arznei gegen das osmanische Opium«) ist ein Apell an das Gewissen der ungarischen Nation, der voll pathetischem Schwung und von tief empfundener Vaterlandsliebe das ganze Ungartum unter die Waffen ruft, um das Land, angesichts der drohenden Osmanengefahr, vor dem Untergang zu retten. In dieser Schrift entwickelt Zrinyi zugleich seine Gedanken über die Aufstellung einer, auf konkreten Plänen beruhenden, den damaligen Anforderungen entsprechenden ständigen ungarischen Nationalarmee auf völkischer Grundlage.

Zur Zeit Zrinyis wurde die Notwendigkeit eines stehenden Berufsheeres schon fast in allen Ländern Europas erkannt. Es ist bekannt, daß Macchiavelli bereits um 1500 diesen Gedanken aufwarf. Derselbe Gedanke trat später auch in der Führung der deutschen Staaten und Länder wiederholt hervor. Es wäre reizvoll, nach den Analogien zwischen diesen und den Erörterungen und Plänen Zrinyis zu forschen. In Bayern war es Frh. von Sprinzenstein, in Nassau Graf Johann von Nassau, der diese Gedanken weiter entwickelte und zum Teil auch verwirklichte. Denselben Gedankengang verfolgten in ihren Werken der bekannte deutsche Militärgelahrte Johann v. Wallhausen um 1600, Gustav Adolf von Schweden und von den kaiserlichen Generalen vor allem Montecuccoli und Lazarus Schwendi.

Um die Wende des 16—17. Jahrhunderts tritt neben dem veralteten Söldnersystem bereits der Gedanke und Wunsch nach einer auf nationaler, völkischer Grundlage aufgebauten Heeresergänzung und der Schaffung eines stehenden Berufsheeres immer mehr in den Vordergrund.

Diese Erkenntnis können wir auch in Württemberg, vor allem aber in Preußen unter dem Großen Kurfürsten beobachten. Friedrich Wilhelm, als Zeitgenosse Zrinyi's, betrachtete und erfaßte — obgleich unter anderen Voraussetzungen, aber in demselben heldischen Geist — den Gedanken einer nationalen Wehrmacht. Ihm schwebte stets eine auf völkischer Grundlage aufgebaute, stehende Militärkraft (*»miles perpetuus«*) und die Militarisierung des ganzen Landes vor. In Zrinyi's Schriften finden wir dieselben Gedanken über die Heeresverfassung mit überraschender Übereinstimmung dargelegt. Er ist mit seinen Plänen seiner Zeit weit vorausgeeilt. Der Ausgangspunkt seiner Wehrverfassung war, daß das Aufgebot einer nationalen Wehrmacht nicht die Aufgabe eines bevorzugten Standes, oder einer volksfremden Söldnerarmee sei, sondern die gemeinsame Pflicht des ganzen Volkes, der ganzen Nation. Heute, im Zeitalter der totalen Kriegsführung, im Kampf gegen den Bolschewismus, also gegen eine weit größere Gefahr für ganz Europa als zu Zrinyi's Zeit die Osmanengefahr war, sehen wir erst, wie richtig Zrinyi's Auffassung war. Er fühlte voraus, was Clausewitz mit den Worten zum Ausdruck brachte: *»Der Volksgeist, das Herz und die Gesinnung einer Nation sind die Faktoren von ausschlaggebender Bedeutung. Das Volk muß den stolzen Glauben in seine eigene Kraft besetzen.«* Zrinyi's Streben war diese Volkskraft, dieses Vertrauen, diese einsatzbereite Hingabe für Freiheit und Glaube zu heben. Und gelang es ihm auch nicht seine Ideale zu seinen Lebzeiten durchzuführen, und ganz zu verwirklichen, so ist doch unleugbar, daß sein persönliches Beispiel, sein ganzes Lebenswerk das Ungartum aus seiner Lethargie auf-rüttelte.

Vom Blickpunkt der allgemeinen Kriegsgeschichte und der militärischen Fachwissenschaften aus ist es äußerst zu bedauern, daß Zrinyi's Werke nur in ungarischer Sprache erschienen. Hätte er seine Gedanken über die Heeresverfassung und seine tiefgreifenden militärphilosophischen und wehrpolitischen Betrachtungen in einer der damaligen Weltsprachen (lateinisch, deutsch, französisch, italienisch oder spanisch) verfaßt, so würden seine Werke den ihnen gebührenden Platz neben denen der Fachgenossen seiner Zeit, Wallhausen, Adam, Freytag, Schwendi, Basta, Montecuccoli u. a. m. einnehmen.

Indessen sind Zrinyi's Leistungen nicht nur auf dem Gebiete der Kriegsführung und der Militärwissenschaften einzigartig. Auch als der hervorragendste ungarische Dichter des 17. Jahrhunderts hat er Großes geleistet. Wie in seinen Prosaschriften, so entnahm er die Form und den Rahmen seiner Dichtungen dem lyrischen Schatz des klassischen Altertums und der zeitgenössischen Dichter Italiens, diese aber mit ungarischem Gehalt gefüllt. Wenn er auch in seinen Gedichten Cupido, Arianna, Theseus, Tytirus, — in seinem Heldengedicht Homer und Virgil sprechen läßt — aus jeder Zeile tritt uns das Bild Zrinyi's, des ungarischen Gelehrten und Dichters entgegen.

Sein dichterische Werk besteht aus einigen lyrischen Gedichten — vorwiegend Hirtenidylle, religiöse Lieder — und dem gewaltigen Epos, die »Zrinyiade«, auch »Obsidio Szigetiana« genannt. Alle diese Werke sind in einem Band zum erstenmal 1651 in Wien in ungarischer Sprache in Druck erschienen. Seine Gedichte sind die ersten, in Druck veröffentlichten Liebesgedichte der ungarischen Dichtung. Als Vorbilder dienten ihm die Gedichte Tassos, Ariostos und Marinos. Den Einfluß der Renaissance können wir zu dieser Zeit bei allen Völkern wahrnehmen. Doch hat Zrinyi den übernommenen Empfindungen, Gedanken und Motiven mit Hilfe einer, ihm eigenen starken und ausgeprägten Fähigkeit rein ungarischen Charakter und Farbe gegeben und auch in der äußeren Form, dem Versmaß, kräftigen ungarischen Rhythmus angewandt.

Den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens bildet sein Heldengedicht, »Adriai tengernek syrenája, gróf Zrinyi Miklós. Sors Bona Nihil Aliud« (»Die Syräne des Adriatischen Meeres. Graf Nikolaus Zrinyi. Sors Bona Nihil Aliud«, dies der Wahlspruch Zrinyi's). Dieses große, in der ungarischen Dichtung bahnbrechende Heldengedicht wurde von Zrinyi in seinem 26. Lebensjahr verfaßt. Den Stoff entnahm er der Überlieferung seiner Familie und der ungarischen Geschichte, die äußere Form den Heldengedichten Homers, Virgils, besonders aber Torquato Tassos und Marinos. Den Inhalt bildet die historisch bekannte Verteidigung der Festung Szigetvár gegen die Osmanen im Jahre 1566, das Heldenleben und der Märtyrertod seines Urgroßvaters, Nikolaus Zrinyi des Älteren. Mit mythologischem Apparat hebt er den historischen Kern dieses Heldenkampfes ins Überirdische. Gott hat die Osmanen als Geißel nach Ungarn gesendet, zur Bestrafung der in Zwietracht und Uneinigkeit zerfallenen Nation. Das Volk hat die Not selbst verschuldet, woraus folgt, daß auch die Erlösung nur durch die Tugenden und durch den heldischen Einsatz der Nation zu erwarten ist. Die Helden von Sziget haben die Probe bestanden, als Lohn für ihren Kampf und ihr Todesopfer entfernte Gott die strafende Hand und nahm Zrinyi's Märtyrertum als Sühne an.

Die »Zrinyiade« ist im Ausland, ebenso wie Zrinyi's wissenschaftliche Werke, fast unbekannt. Wir kennen nur eine Übersetzung in kroatischer Sprache. Indessen bildet das Heldengedicht eine unentbehrliche Ergänzung zu Zrinyi's Lebenswerk. Seine Taten als Heeresorganisator und Truppenführer, seine Prosaschriften und seine lyrischen Dichtungen haben alle den einzigen gemeinsamen Zweck, die Nation in ihrer Gesinnung zu stärken, die Sitten zu heben und dem Lande eine starke völkische Heeresmacht zu geben. Seine Werke sind noch heute unerschöpfliche Quellen. Zrinyi ist und bleibt der ewig wirkende Lehrmeister für alle, die aus Ungarns Geschichte lernen wollen. Als Persönlichkeit leuchtet Zrinyi's Gestalt auf dem Horizont der ungarischen Vergangenheit in der Tat als »ein Obelisk« in Clausewitzschem Sinne, hervorragend durch seinen festen Willen und starken Geist.

Mit Recht kennzeichnete der verdienstvolle österreichische Geschichtsforscher F. X. Krones in einem seiner Werke Zrinyi folgend; »ein rücksichtsloser Verfechter ungarischer Ständefreiheit, ein Meister des kleinen Krieges, voll Ehrgeiz und leidenschaftlicher Hast, schwer verträglich, aber ein vornehmer Charakter, der niedriger Mittel unfähig ist«.

AARON TAMÁSI, DICHTER DER SZEKLER

VON ÁKOS KOCZOGH

Die dichterische Eigenart Aaron Tamásis liegt darin, daß er in der Seele ein Kind blieb. Bereits sein Werk »Címeresek« (»Die Bewappneten«) erweckt den Eindruck eines eigensinniges Kindes, das gegen die Welt hadert, um sie umzugestalten, wenn schon andere dies nicht vollbringen konnten. Betrachten wir seine Werke eingehender, so wird uns diese Bemerkung nicht mehr als gewagt erscheinen. Stellen wir uns ein Kind in den Flegeljahren vor : es schreibt, nimmt Schwung, dann wird es müde, döst, blickt umher, ein andermal weiß es nicht einmal, was es will, es wird eben von den eigenen stürmenden Fragen geplagt, immer steht sein Selbst vor den anderen. Dies war seine Haltung von Anfang an und sie blieb auch später, als er den Roman der Jugend »Abel« schrieb. Wenn wir über das eigenste Werk Tamásis sprechen, denken wir an diesen Roman, da diesen weder seine Novellen, noch die Romane »Jégtörő Mátyás« (»Matthias, der Eisbrecher«) und »Ragyog egy csillag« (»Ein Stern leuchtet«) erreichen. Das meiste Selbstvertrauen, besondere Sorgfalt, höchsten Ehrgeiz zeigte noch »Szűzmáriás királyfi« (»Ein Königssohn der Szekler«), was auch zum Verhängnis des Werkes wurde. Auch seine Sprache ist in diesem herrlichen Mysterium von Leben und Tod noch harmonischer, oft reiner. Wie die balladenartige Spannung des mit dem Leben verwachsenen Todes, ist es von der Doppelheit von Wirklichkeit und Phantasie durchwoben ; unbemerkt treten wir darin aus dem Heute in das Ewige, aus der Realität in den Mythos, unbemerkt wird darin die Natur durch das Gesetz geknebelt und gelähmt. Peter Csorja, der Königssohn der Szekler, ist ein Held des Epos der Freiheit. In ihm formt sich das zum Symbol wachsende Problem der Jugend zu atmender Wirklichkeit : der niemals endende Kampf zwischen Leben, beglückender Freiheit und dem Gesetz, den Fesseln der Seele. Und diesen Kampf, dieses krampfhaft Ringen vermag nur das Auge dessen zu sehen, der ihn selbst erlebt. Aus der Ferne sehen wir die sonderbaren, unlösbaren und unberechenbaren Jahre entweder schöner oder widerwärtiger, nur gerade so nicht, wie sie in der Tat waren. Im Roman »Ein Königssohn der Szekler« erschließt sich, was Tamási unaufhörlich beschäftigte : die Jugend. Peter Csorja, Lorenz Bimbó, Abel Szakállas, Móka Kömény, Kaspar Sáska sind alle flatternde Kinder in den Flegeljahren : von seinen Novellen bis zu seinen Bühnenwerken, überall begegnen wir der Jugend, vor allem aber im »Abel«. »Matthias, der Eisbrecher« war vielversprechend, besonders durch die bewußte Auflösung und Umdichtung der Märchenbestände, indessen ist der Stoff dürftiger und die Kraft des Stils verausgabte sich bereits in der zwischen »Matthias, der Eisbrecher« und »Ein Königssohn der Szekler« erschienenen Abel-Trilogie. Wir hätten von ihm erhalten können, was

im »Abel« natürlich nicht enthalten sein konnte: die Entwirrung des Körpers und der Seele aus dem embrionalen Zustand, ihre allmähliche Kräftigung und Bewußtwerdung. Was in »Matthias, der Eisbrecher« und »Es glänzt ein Stern« Philosophie ist, wurde in »Abel« bereits zur Wirklichkeit; hier versucht der Dichter bereits die Tat zu deuten, und hier entsteht aus dem Wunder des sich hinter dem Faßbaren verbergenden Geheimnisses der Mythos. Tamási dringt in die tiefsten Tiefen des Seins vor, wird jedoch in seinem gewagten Unternehmen nur vom Märchen und von der Intuition geleitet. In seinem Versuch steckt soviel kindlicher Übermut, wie im Gesellschaftsbild des Romans »Die Bewappneten«. Neugierig sucht er den ewigen Menschen, wie einer, vor dem sich das sonderbare Geheimnis des Lebens zum erstenmal enthüllt. Seine Ausdrucksform ist die farbenfrohe Sprache der Szekler, seine Welt die der Berge und sein Gefährte die Reinheit des Menschlichen.

Mit dem Kind hatte die ungarische Dichtung, stets in der Form von Typen, bereits Begegnungen: Misi Nyilas bei Sigmund Móricz ist das verlassene Kind, Jóska Barla bei Johann Komáromi der gesellige Student, die Kindergestalten Gabriel Fehérs sind Zöglinge des reformierten Kollegiums, Peter Joó bei Ladislaus Németh ist der brave Schüler. Aber im ewigen Sinne, in der Gesundheit und im Sieg trat die Jugend erst im »Abel« vor uns. Abel ist Tamásis ganzes Wesen. Er wurde eher zum Begriff, zum Begriff der Jugend, als wir es denken konnten. Wir dürfen uns nicht irreführen lassen: es handelt sich nicht um seine Ulke und seine schalkhafte Denkart, der sein Vater die Füße gab und die seine Mutter erblühen ließ. Diese gibt ihm nur die Farbe, kann ihn aber nicht lehrreich machen. »Abel« enthält die ganze Problematik der jugendlichen Seele. Symbolisch in folgendem Nacheinander: in »Abel in der Wildnis« tritt er als heranwachsender Junge vor die Welt, und wird durch die Probe der Freundschaft liebgewonnen. Außerdem geschieht eigentlich nichts: die Dinge ordnen sich in seiner Seele, er macht Bekanntschaften, befreundet sich mit dem Hargita-Gebirge, dem Pfarrer, dem Gendarmen, mit jedem, der in seine Nähe kommt. Die erste Prüfung besteht er tapfer, ebenso die zweite, nicht mehr in den Übergangsjahren seiner Kindheit, in seiner Einsamkeit oben auf dem Hargita, sondern unten auf dem flachen Lande. Die Kritik hat diesen Band kaum beachtet, obwohl über die meisterhafte Figuren- und Typenzeichnung hinaus (Lehrer, Stadtmensch, Straßendirne, Sachse, Rumäne, Bankdirektor, usw.) die ersten sexuellen Erlebnisse in ihrer traurigen Rohheit so noch niemand darstellte: Abel geht auch aus den widerwärtigsten Versuchungen rein hervor. Er durchlebt, ohne selbst zu wissen wie, die schweren Jahre, und geht nun, gestählt und gereift der Zeit entgegen, wo er dem vollen Leben begegnen soll. Wie er in Amerika ankommt, wächst seine Gestalt zum Träger ungarischen Lebenswillens, ewigen ungarischen Schicksals heran. Abel hält in der großen Welt ebenso stand, wie in seinem kleinen Wald, aber er läßt sein Wesen in der Treitmühle der Alltagsarbeit durch fremde Lebensart, fremden Lebensrhythmus und den nüchternen Rationalismus des fremden Lebens nicht aufreiben. Abel folgt nicht dem Gesetz, sondern dem Willen seines edlen Wesens, das sich nicht unterjochen und einengen läßt; er kann Herrn David nicht Tag für Tag Messingklinken machen, da er mit

Herz und Seele arbeitet und so statt Messingklinken Sterne schnitzt. Auf diese Weise bleibt er Ungar, lebendiges Leben, schaffender kleiner Puls im vernichtenden Sturm, in dem alles niedertretenden Mechanismus des Westens. Und als er die bunte, winkelige Welt, die zu verzeihenden Menschen von den Grafen bis zu den Negern, die die Autos reinigen, bereits kennt, kehrt er heim, um in der Welt endlich irgendwo zuhause zu sein. Seine Seele wird von Kraft und ermutigenden Worten ermahnt: Abel vergiß es nicht, zwei Welten stehen hier nebeneinander oder gar einander gegenüber, mache aus diesen zwei Welten nicht eine! Abel begriff es wohl, daß hier die eine Welt die des Geldes und der Äußerlichkeiten, die andere aber die des uralten festen Bodens und des ewigen Himmels ist. Er begriff auch, daß aus diesen beiden Welten nicht eine gemacht werden kann und darf. Jene besondere Welt besteht seit langem, diese entstand neuerdings künstlich, die eine ist natürlich, die andere in Zivilisation erstarrt, die eine östlich, die andere westlich, die eine auf sich gestellt, die andere aufgewühlt und fremd. Abel stand einsam, in die Wildnis ausgestossen, und steht nun, zum Symbol seines Volkes herangewachsen, ebenso einsam in der Welt.

In Tamásis Novellen erschließt sich dieselbe unvermittelte Welt von natürlicher Kultur und tiefer Menschlichkeit, die uns auch in seinen Romanen entgegentritt. Welche ist die literarische Gattung, die im 17. Jahrhundert noch am lebendigsten war? Das Märchen. Wohl wird von oben bereits die Schriftlichkeit verbreitet, im Volk aber erlebt die mündliche Überlieferung ihre Blütezeit. Sie ist die einzige natürliche, lebende und wirkende Form der »Literatur«. Je mehr die Schriftlichkeit an Raum gewinnt, umso mehr wird die Dichtung auf den zweiten Platz zurückgedrängt, umso mehr wird sie zur Narkose, zum öden Behelf der Zivilisation. Selbst heute noch hören wir lieber ein Gedicht als es zu lesen, und auch die Enkel setzen sich lieber in den Schoß ihrer fabelnden Großväter als zu Büchern. Wie sich unsere Musik aus ihrer ungeschriebenen Form erneuerte, so entdeckte auch die Literatur die Märchen wieder als kostbarste Schätze des Ungartums. Wie sich das völkische Ungartum vor dem zunehmenden fremden Druck zurückzog und in sich selbst verschloß, indem es neben der allmählich aufkommenden Schriftlichkeit an der mündlichen Überlieferung festhielt, so leben seitdem parallel zweierlei Literaturen. Vor den Zeitgenossen hatten stets die das Fremde Nachahmenden den größeren Erfolg, allein klassische Werte konnte nur der aus tiefen Schichten schöpfende Ungar hervorbringen. Der Roman »Etelka« von Dugonics, ein aus fremden empfindsamen Motiven zusammengeschnittenes Machwerk wurde von den Zeitgenossen zerlesen, wogegen der Roman »Tarimeses« von Bessenyei unveröffentlicht blieb; die Romane »Abafi« von Jósika und »Der Karthäuser« von Eötvös übertrafen einander im Erfolg, wogegen man der ungarischen Wesensart Keménys verständnislos gegenübersteht; die seichten Unterhaltungsromane der Beniczky erwecken allgemeine Begeisterung, während Tolnai vereinsamt kämpft, und obwohl Mikszáth beliebt ist, leben in den Herzen doch vor allem Rákosi und Herczeg. Der Ersatz, die Narkose haben stets ein breiteres Publikum, als das auf volle Gesundheit hinarbeitende Mittel: Dugonics nährt einen unterdrückten nationalen Willen, Jósika läßt die Eintönigkeit

und Farblosigkeit der bürgerlichen Kultur des Biedermeiers vergessen. Frau Beniczky deckt die Reize des kümmerlichen Gefühlslebens einer abgelebten Zeit auf, Herczeg läßt eine untergehende Zeit erstehen, die aber für das Bürgertum noch immer manche schöne Erinnerungen enthält. Bessenyei, Kemény, Jókai, Tolnai, Mikszáth, Móricz, Móra und Tamási aber erzählen von Gesichtern, von ewigen Dingen.

Das Märchen, das Volksmärchen hält das Ungartum für einen seiner ertümlichsten Schätze, und das Erbe Kaspar Heltais und der Gesta Romanorum erwies sich (obwohl sie zum guten Teil fremdes Bildungsgut zusammenfassen) mit der Erzählungslust unserer Großväter in der Tat als dauerhafter, als die nach westlichem Schema zugeschnittenen Romane. Auch die japanische Novelle fand längst ihre ursprüngliche Form wieder, die sie seitdem vergebens abzulegen versucht, um andere Wege anzutreten und offenbar europäischer zu werden; jeder Versuch dieser Art erwies sich als unmöglich. Auch der ungarische Roman, die ungarische Erzählung hat ein festes, tiefes Bett: vom Volksmärchen über Kaspar Heltai bis auf Aaron Tamási. So oft sie aus diesem Bett trat, wurde sie von der Zeit fast spurlos aufgesogen. Als man versuchte, sie zu europäisieren, sei es in der Art der Frau Beniczky, sei es in der Márais, wurde sie nur von dem Bürgertum mit fremder Bildung aufgenommen, und selbst von diesem nur aus Mode und Unbeholfenheit. Der große ungarische Roman ist noch nicht geboren, doch weisen die Zeichen darauf, daß er nicht von den europäischen Vorbildern befruchtet wird. Sein Weg kann nur derselbe sein, wie der der Musik, und wie diese die Bestände des Volksliedes, so wird der ungarische Roman gewiß den Aufbau des Märchens und der Anekdote zu großen Linien erweitern.

Märchen und Anekdote sind die natürlichsten Dichtungsgattungen der »Literatur«, da ihr Publikum, die Hörschaft, mit ihrem unmittelbaren Anspruch vor dem Schöpfer, dem Erzähler steht. Sie entstehen, leben, wirken und verbreiten sich spontan. Ihre Formgesetze werden durch das Leben bestimmt, weshalb sie nicht folgerichtig bemessen sind; sie verlegen den Hauptton, den konkreten Ansprüchen entsprechend, auf die Motive, und ziehen dem kausalen Nacheinander die parallele Ordnung vor; das ungarische Märchen kennt weder Raum noch Zeit, nur zur Erklärung, »um der größeren Glaubwürdigkeit willen«, knüpft es das Volk zuweilen an einen Ort, einen Zeitpunkt oder an eine lebende Person. Die Novelle Tamásis ging aus dem Märchen hervor, auch ihre auf den ersten Blick erkennbare Eigenart im Aufbau ist somit der des Märchens verwandt. Auch die Romane Tamásis werden wir besser verstehen, wenn wir uns ihnen von dieser Seite her nähern.

Die Novellen Tamásis sind ihrem Bau nach Erben des 17. Jahrhunderts, es ist also klar, daß wir auch in ihrer Sprache sichtbaren Zügen der Verwandtschaft begegnen. Die neuere ungarische Literatur ist eine sprachliche Revolution: was Kazinczy verfehlte, ist nun entscheidend gelungen. Die Schriftsteller brachten nun die Edelreise nicht von außen und oben, sondern gruben in die tiefen Schichten der ungarischen Sprache, und ließen die dort verborgenen, fast schon zum Aussterben verurteilten Wurzeln wieder aufsprießen und erblühen. Aus den tiefsten Tiefen schöpften ihre Schätze Ady, Móricz und Tamási. Adys Sprache war hart und feurig,

die von Móricz dicht, Tamásis Sprache aber ist strahlend. Vielleicht, weil er nicht von oben kam, und so hinabtauchte, sondern unmittelbar von »unterhalb der Nation« unter uns trat. Er bietet alles, was Anschaulichkeit und Bildkraft der ungarischen Sprache zu bieten vermögen. Seine Wortspiele sind keine leeren Hanswurstiaden, sondern ein Schwelgen im Bilderreichtum der ungarischen Sprache. Keine andere europäische Sprache wäre hiezu fähig. Tamásis Stil zeigt eine Art barocker Üppigkeit, die ihn mit der Vergangenheit verbindet. Die Sprache des 17. Jahrhunderts ist durch ihre fremden Bestände nur schwerfälliger, nicht aber anschaulicher und reicher. Tamásis Sprache ist schön und schmuckvoll. Seiner Welt verleiht die mutige, edle Aufrichtigkeit und Natürlichkeit, die Frische und der spielerische Bilderreichtum seiner Sprache besonderen Reiz. In seinen Augen sind die Schwalben wie winzig-kleine Priester; auch die Lerche ist ein junger Priester: sie trägt eine braune Kutte und hat lachende Augen; die Magd ist wie eine reife Beere, der Weg erhebt sich in schönen Windungen, der Morgen bricht wie eine Knospe auf, die Sonne zieht in das Dorf ein, über Bódika huschen die Wildtauben, wie ein vorbeistürmender Seident Teppich (dieses Bild wäre bei einem Dichter der Tiefebene unangebracht), Lorenz wackelt spaßhaft, die Seele hat einen Brunnen, die Dämmerung verdichtet sich, die Gedanken schwirren in Abels Kopf herum, wie eine aufgeschwechte Bienenfamilie, auf der Milchstraße legt die Sonne hinter der Erde Bruteier, — und so reihen sich Bilder an Bilder. Das Einzigartige bei Tamási liegt weniger in der Kraft, Bilder zu schaffen, als in der Art, wie er diese nebeneinander erblühen läßt, wie sie, gleich einem Frühlinggarten, erheitern. Bilder, Vergleiche, prachtvolle Idiotismen schießen auf, darum liest der Ungar die Werke Tamásis mit behaglicher Leichtigkeit.

Aufbau und Sprache bedienen sich des Erbes der Märchen, so daß es sich von selbst versteht, daß in der Welt Tamásis, ebenso wie in den Märchen, im Leben des Volkes das Recht des ungeschriebenen Gesetzes geltend ist und nur der natürliche Gerechtigkeitssinn gebietet. Auch seine Ulke treffen meist die Verkehrtheiten des Gesetzes und die Knebelung des Lebens. Jókai, Mikszáth und Móra bauen oft auf die Anekdote, Tamási gliedert sie ein. Die Ulke haben eine doppelte Wurzel, sofern sie — wie wir vorher erwähnten — nicht bloß mit der Anschaulichkeit spielen. Dies wird durch nichts überzeugender erwiesen als durch die Tatsache, daß das Ungartum die aus der Fremde übernommenen Anekdoten in den Jahren der Unterdrückung mit eigenen vertauschte. Der Ulk entsteht stets in einer Art von Unterdrückung, in einer Minderheitenlage; während er aber von einer Hintansetzung ausgelöst wird, erfordert er unbedingt eine freie Wesensart, die sich über die Unterdrückung erhebt. Auch Mikszáth meint wohl dies, wenn er sagt, daß es »nur ein gesundes Produkt gibt, die ungarische Anekdote, da in ihr Beobachtung und Leben pulseren«. Die Anekdote als solche verlotterte in der Hand Viktor Rákosis; gleichzeitig verbreitete sich der dem Ungartum wesensfremde Witz. Oft aber lebt sie zur Novelle erweitert oder zum Ulk verdichtet bei den besten Schriftstellern weiter. Tamásis Scherze wurden oft mißverstanden und ihr Wesen außer Acht gelassen. Die Spannung, die sich in der Fülle des Romans noch verteilt, erreicht in der Anekdote ihren Höhepunkt. Situationsbild

und Charakteristik verdichten sich zunächst in ihr, und der gewohnte logische Weg fällt aus; die Folge davon ist durch die rasche Wendung und das schnelle Hinterlegen, sowie die Unsichtbarkeit des logischen Weges der Humor. Gibt es wohl für den unterdrückten, wortkargen Gebirgsmenschen, für den Szekler eine wesensgemäßere Ausdrucksform als den Humor? Da jedoch Tamási auf die zeitlosen Werte der ungarischen Sprache zurückgriff, ist sein Humor nicht bloß das Gut der Szekler, seine Wahrheit nicht nur die der Szekler, sondern er stellt das durch den Humor symbolisierte ungarische Minderheitenschicksal dar.

Aus der Minderheitenlage könnte sich auch ergeben, daß der Dichter die Wirklichkeit in dichterische Zweideutigkeiten kleidet, die nur den Wissenden eindeutig sind. Statt dessen greift Tamási zum Wunderbaren des Märchens. Das Publikum nahm das Wunder selbst auf der Bühne («Singvogel») nur mit Befremden auf, noch weniger Verständnis brachte es diesem in der Prosa entgegen. Und doch ist es keineswegs schwierig, den schwebenden Mystizismus und den erdgebundenen Realismus seiner Werke in Einklang zu bringen. In besonderer Art vereinigen sich Wunder und Realismus in Tamásis Novellen. Im Minderheitenschicksal gibt es aus der Wirklichkeit, aus der folgerichtigen Gesetzmäßigkeit der Kausalität keinen Ausweg, das Wunder allein kann aus der Notlage helfen, das Wunder allein setzt zwischen Ursache und Folge ein Fragezeichen. Das Wesen des Wunders ist, daß es kein Kuriosum ist, sondern sich der natürlichen Ordnung des Lebens eingliedert; ohne Wunder ist der Mensch hilflos und unfähig, die sich vor ihm türmenden Aufgaben zu bewältigen, da diese übermenschliche Kraft erfordern. Wir nehmen zum Märchen Zuflucht und finden in ihm uns selbst, da der Mensch des Märchens über die gegen ihn verschworene Welt siegt, und selbst wenn er untergeht, ersteht er wieder in herrlichem Sieg.

Der ungarische Dichter ist ein ewiger Märchenerzähler, ein zeitloser Schamane ungarischen Lebens. Was wohl trieb das ganze Land dazu, sich dem Schamanen Siebenbürgens zuzuwenden, um seinen Märchen zu lauschen? Nicht mehr, als daß es in den Menschen von Farkaslaka ewige menschliche Absichten erkenne. Je stärker ein Künstler durch partikuläre Konventionen gebunden ist, umso schwieriger findet er den Weg zum Allgemeinen. Indessen gibt es keinen gemeinsamen Stolz der Menschheit, der nicht aus dem Feuer des Schmelzofens einer kleinen Gemeinschaft hervorgegangen wäre. Tamási ist Vollszekler, wie der Maler Emmerich Nagy, und doch hat man bei keinem von beiden die Empfindung, als seien sie Geknebelte der Landschaft.

Auch aus den Bühnenwerken Tamásis ergibt sich die Lehre, daß das ungarische Drama in sein verlassenes Bett zurückkehren muß, wenn es sich erneuern will. Der «Singvogel» wurzelt im tiefsten Erlebnis des Volksmärchens, der Einakter «Görgeteg» («Lawine»), die Stücke «Vitéz lélek» («Heldische Seele») und «Tündöklő Jeromos» («Jeremias, der Glanzvolle») sind Erben der polemischen Komödien, Passionsspiele und Mysterien des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine großzügige und gemeingütige ungarische Ausdrucksform fand er in «Csalóka szivárvány» («Trügerischer Regenbogen»), in dem er die unauflösbare Tragik von ungarischem Osten und fremdem Westen zum lauterem Symbol veredelt.

AN DER WIEGE DER UNGARISCHEN KUNSTMUSIK: SEBASTIAN TINÓDI

VON STEFAN LAKATOS

Nach der Katastrophe von Mohács, um die Mitte des 16. Jahrhunderts war Ungarn niedergebroschen ; das Land wurde gedemütigt, verwüstet, verheert, eingeäschert, Bauern und Herren sahen in eine hoffnungslose Zukunft, verloren ihr Vertrauen auf eine schönere Zukunft und zum Leben. Ein Dichter-Komponist, Sebastian Tinódi nahm die Aufgabe auf sich, den Glauben an eine bessere Zukunft und an die Wiederherstellung der ins Wanken geratenen Gesellschaftsordnung wieder zu erwecken. Er bereiste kreuz und quer das Land, sprach, erzählte, deklamierte, sang, lehrte und erheiterte überall, wo er nur hinkam. Er unterhielt die Burgherren, mischte sich jedoch auch unter das Volk und sang auch diesem. Er tröstete und belehrte das Land, weckte den schwindenden Glauben, wies auf die ruhmreichen Tage seiner Vergangenheit hin, um damit der Hoffnung auf eine schönere Zukunft Kraft zu verleihen, um die Kraft für den Widerstand und zum Dulden der Leiden zu stählen. Tinódi bereiste das Land, um für seine Lieder Material zu sammeln, erzählte auch über Tagesereignisse, die das ganze Land betrafen, damit er das Interesse für seine Geschichten auch auf diese Weise ständig wachhalte. Das ganze Land horchte auf und hörte ihm andächtig zu, wie einem Propheten. Seine Lieder wurden volkstümlich, sie wurden bei Bauern und Herren in gleicher Weise beliebt.

Tinódi besuchte auch Siebenbürgen. Zum erstenmal kam er im Jahre 1553 dahin, wo er u. a. in Bonyha, im Hause von Wolfgang Bethlen weilte ; hier erfuhr er, daß sich in Kolozsvár eine berühmte Druckerei, die von Georg Hofgreff befinde. 1554 reiste er daher in die Hauptstadt Siebenbürgens, wahrscheinlich um seine Gedichte und Lieder drucken zu lassen. Seine Chronik (»Cronica«), die in Kolozsvár im Jahre 1554 gedruckt wurde, widmete er König Ferdinand I. In dieser Chronik, der schönsten Sammlung ungarischer historischer Gesänge, sind 23 Melodien enthalten. Mit diesen Melodien meldet sich in der Geschichte der europäischen Musikkultur zum erstenmal die im Völkischen wurzelnde ungarische Kunstmusik. Die in Holz geschnitzten Melodien der Chronik sind die ersten weltlichen Erzeugnisse des ungarischen Notendrucks und rühmen die siebenbürgische Drucktechnik.

Mit Tinódi hat sich die ungarische Literaturgeschichte viel mehr befaßt, als die Musikwissenschaft. Die Melodien seiner Chronik sind gesungene Verse. Diese wurden vielfach bemängelt, vor allem von dichterischem Standpunkt aus beanstandet. In der Tat schrieb man bereits bessere ungarische Gedichte, deren Reime weniger hinken und deren Verse leichter fließen. Umso wertvoller sind die Melodien. Sie haben einen schönen

Schwung, sind einheitlich und voll, und gewähren Einblick in die ungarische Melodienwelt des 16. Jahrhunderts. Unwillkürlich wirft sich die Frage auf, woran es lag, daß die Melodien Tinódis reifer sind, als die mit ihnen eng zusammenhängenden Gedichte.

Tinódi hielt sich eher für einen Musiker, als für einen Dichter. Dem musikalischen Teil seiner Dichtungen legte er größeres Gewicht bei, hielt ihn für bedeutend wichtiger; er war mehr seine Herzensangelegenheit, als die dazu gehörenden Texte. Dies spricht dafür, daß er seine Werke für den Gesang schuf; daher liegt der Hauptton auf den Melodien, nicht auf den Texten. Aus der Widmung der Chronik ersehen wir, daß er auf seine Kompositionskunst stolz war, indem er schrieb: »ihre Kämpfe kann ich nach Rhythmen in ungarischer Sprache in Lieder gesetzt besingen und die Melodien dazu komponieren«. Nach dem ungarischen Musikhistoriker des vorigen Jahrhunderts Gabriel Mátray wollte Tinódi nach westlichen Vorbildern Musik schaffen, wogegen der Dichter Johann Arany behauptet, daß seine Melodien in ungarischen Volksliedern wurzeln. Der siebenbürgische Musikwissenschaftler Johann Sepródi ist der Ansicht, daß Tinódi die kirchliche Tondichtung vorschwebte und er sich nur ausnahmsweise den Volkssängern, den eigentlichen Spielleuten zuwandte, von denen er sich als Literat und Lautist stets scharf unterschied. Gewiß bieten Aufbau, Rhythmus und Tonart der Melodien manche Anhaltspunkte, aus denen auf die Wurzeln der Kunst Tinódis geschlossen werden kann. Er stützte sich auf der einen Seite auf Volksmelodien, was ja verständlich ist, da er mit dem Volk und dessen Sängern in unmittelbarer Berührung stand, andererseits durften jedoch auch die zahlreichen kirchlichen Melodien auf seine Kunst von Einfluß gewesen sein. Einige seiner Kompositionen stehen den alten ungarischen kirchlichen Volksgesängen sehr nahe. Solchen Melodien und solcher Tonart begegnen wir besonders in alten protestantischen Gesangbüchern. Manches aber lernte Tinódi auch von der westlichen Musik seiner Zeit. Was er besonders aus der deutschen Kunstmusik erlauschte, wandte er an. Es gibt sogar ein Lied Tinódis, in dem er sich auf eine alte deutsche Melodie stützte. Dagegen gibt es eine Melodie von ihm, die in einem ausländischen, tschechischen Gesangbuch Aufnahme fand und dort als besonderes Kirchenlied gesungen wurde. Wahrscheinlich ist, daß diese Melodie durch slowakische Vermittlung in das tschechische Gesangbuch kam. Allerdings ist es äußerst schwierig, den Weg einer Melodie aus dem Abstand von vierhundert Jahren zu verfolgen.

Die Musik Tinódis ist die erste ungarische Kunstmusik, die in der ungarischen Volksmusik wurzelt. Seine Melodien zeigen Verwandtschaft mit den ungarischen Kirchenvolksgesängen, und führen durch sichtbare Fäden auch zur deutschen Musikkultur. Diese Melodien vertreten eine ungarische Musik von eigenartigem Gepräge; sie haben nationalen Charakter, und geben all das verdichtet wieder, was die ungarische Musik bis Tinódi enthielt. Die Wiege der heutigen ungarischen Kunstmusik ist somit bei Tinódi zu suchen. Bei ihm wurde die ungarische Tondichtung geboren, bei ihm bildete sie sich heran, bei ihm erhielt sie ihre eigenständige Form. Die Melodien, die vom Blickpunkt der ungarischen Musikgeschichte aus so bedeutsam sind, kennen wir durch die Veröffentlichung der Buchdruckerei Hofgreff in Kolozsvár. Diese wurde von Georg Hofgreff

und Kaspar Heltai im Jahre 1550 gegründet und war die älteste Buchdruckerei von Kolozsvár. Es kann angenommen werden, daß Tinódi durch den Ruf dieser Offizin nach Siebenbürgen gelockt wurde; gewiß befaßte er sich mit dem Gedanken, seine Kompositionen drucken zu lassen, und da die Druckerei Hofgreff auch Noten druckte, rechnete er damit, daß seine Schöpfungen in Kolozsvár erscheinen könnten. Tinódi war kein Siebenbürger, er wurde im Komitat Baranya geboren und starb in Sárvár. Allem Anschein nach besuchte er auch Schulen. Er hielt sich auch in Szigetvár, in der Umgebung von Bálint Török auf. Dieser war nach der Katastrophe von Mohács eine führende Persönlichkeit des Landes, in dessen Hof Tinódi Gelegenheit fand, die zeitgemäßen Schicksalsfragen des Landes kennenzulernen. Hier erwachte wohl auch seine brennende Liebe zu seiner Rasse, hier reifte in ihm wohl der Gedanke heran, an der Wiederaufrichtung seiner darniederliegenden Nation Anteil zu nehmen. Als Hofmann erfuhr er manches, so daß es nicht auffallend ist, daß er klar die Aufgabe erkannte, zu deren Erfüllung er sich entschloß. Er wurde zum lebenden Gewissen der in das Verderben gestürzten Nation. Als sein Gönner, Bálint Török von den Osmanen gefangen genommen wurde, verließ Tinódi Szigetvár und bereiste das Land als Historiensänger. In einem der ersten seiner Werke dieser Art besang er die Gefangennahme von Bálint Török. Während seiner Wanderungen kam er auch nach Nagyszombat, und es darf wohl angenommen werden, daß er dort die Grundlagen der westlichen Musik, so auch das Notenschreiben kennen lernte. Später stellte er sich in den Dienst eines der größten Ungarn seiner Zeit, Thomas Nádasdy, der ein großer Verehrer der westlichen Kultur war; es ist daher nicht ausgeschlossen, daß Tinódi seine musikalischen Gedanken auf die Anregung Nádasdys zu Papier brachte. Schließlich wurde Tinódi in den Adelsstand erhoben; sein Adelsbrief hebt hervor, daß er im Singen und Komponieren von Melodien höher steht, als alle seine Zeitgenossen. Er blieb kein unerkanntes Talent, da seine Fähigkeiten auch von seiner Zeit geschätzt und nach Verdienst gewürdigt wurden.

DIE KAVALIERE*

VON KOLOMAN MIKSZÁTH

Was soll ich über die kirchliche Trauung erzählen? Es geschah nichts besonderes. Es sind eben Schablone, es ist der althergebrachte, ausgetretene Weg zum »einen Brot und Salz« — um von dem Honig zu schweigen, der bekanntlich nur am Anfang fließt. Noch weniger will ich den Leser mit den geringfügigen und unbedeutenden Einzelheiten des Festessens langweilen und seine Geduld auf die Probe stellen; war doch bereits jeder bei einer Hochzeit, und keiner fand dort den Hungertod. Ich lasse alle, wirklich alle Dinge weg, die ausschließlich die Anwesenden interessierten, störende Zwischenfälle zum Beispiel, wie die Bedienten, die die vielen Gerichte auftrugen, Teller und Schlüsseln aus ihren Händen fallen ließen, und wie einer das granatfarbene Kleid gerade ihrer Gnaden der Hausfrau mit Tunke begoß, worauf diese aufschrie: »Heiliger Gott, welch ein Glück, daß ich nicht das Pariser Kleid anhabe!« (So ist nun einmal die göttliche Vorsehung; auf diese Weise bringt sie es fertig, ungemein schlaue und findige die größten Unglücksfälle in ausgesprochenes Glück zu verwandeln.)

Ich lasse auch die bonmots und aperçus alle weg, — deren Zahl, einer alten Gepflogenheit gemäß Legion war — diese Augenblicksprodukte zweifelhaften Wertes, die im gleichen Augenblick geboren werden und vergehen, wie im allgemeinen die Funken von kurzer Lebensdauer, ebenso lasse ich die Tisch- und Trinksprüche unerwähnt, die ewiges Leben haben, wie der ewige Jude und von Hochzeit zu Hochzeit wandern; auch meine eigene Ansprache als Hochzeitbitter will ich totsichweigen. (Wollen Sie diese hören, so laden Sie mich als Hochzeitbitter ein.)

Soll ich etwa berichten, daß weder die Braut noch der Bräutigam Appetit hatten und kaum etwas hinunterwürgten, was doch selbstverständlich ist? Ist doch Amor ein kluger kleiner Gott; er bezwingt den Appetit, diesen bösen, fordernden Kerl, der manches schaden könnte, würde er sich einmal gehen lassen und ausrufen, daß zur Ehe auch eine gefüllte Speisekammer gehört.

Sie sassen verwirrt, befangen nebeneinander, schauten einander oft an, wenn aber der eine den andern anblickte, sah er sofort weg; sie lächelten, wenn Fragen an sie gerichtet wurden und antworteten äußerst zerstreut. Man konnte es ihnen deutlich ansehen, daß wir ihnen alle lästig sind. Andreas zog einigemal die Uhr. Käthchen fragte wiederholt:

- Wieviel Uhr ist eigentlich?
- Erst fünf Uhr.
- Wann fährt der Zug?
- Um elf Uhr.
- Wissen Sie das genau?
- Ich weiß es genau.

Wenn sie miteinander sprachen, sahen sie einander nicht an; der eine blickte auf seinen Teller, der andre auf seinen Ring.

* Vgl. August- und Oktoberheft.

— Um welche Zeit gehen wir von hier fort?

— Nach neun Uhr.

— Wird es nicht sehr finster sein?

— Das hängt davon ab, ob es Mondschein gibt oder nicht.

— Mama, weißt Du nicht, ob es Mondschein gibt?

— Mein Gott, woher in aller Welt soll ich für Euch Mondschein hernehmen?

Väterchen Königgrätz knurrte seine Frau gemütlich an:

— Was weißt Du schon, warum sie das fragen: ob sie ihn brauchen, oder nicht? Der Mondschein ist eben nur den Verliebten wert und teuer. Hm. Die Neuvermählten sind auf die Gestirne nicht mehr angewiesen. Hm. Also, braucht Ihr den Mondschein, Kinder, oder nicht?

Käthchen errötete, wie eine Mohnblume; Andreas beeilte sich, die Antwort zu erteilen:

— Jawohl, wir brauchen ihn, wir brauchen ihn sogar dringend.

— Sehen wir nun, welcher von Euch beiden sich vor der Finsternis ängstigt! — neckte der alte Soldat.

— Sie — antwortete Andreas.

— Sie? Was für eine Sie? Glaubst Du, daß man dies so zu sagen hat? Du verdammter Junge, wirst Du wohl der Ordnung und Sitte gemäß sofort sagen: meine Frau?

Käthchen blickte erschrocken auf Andreas.

— Nicht, nicht doch! — hauchte sie leise, sich verwehrend. — Vor so vielen Menschen! Ach, nein!

Das allgemeine Lachen bricht hervor, und die ganze Gesellschaft beginnt diplomatische Überlegungen und Bemühungen, wie aus Käthchen gleichfalls das Wort »mein Mann« herauszupressen wäre, aber sie ist dafür nicht zu haben und würde es um keinen Preis der Welt aussprechen. Während sie ihr Köpfchen schüttelt, lacht ihre Seele drinnen.

Närrische kleine, unbedeutende Sachen, was gäbe es an ihnen zu beschreiben? Mich lassen sie kalt. Auch vor einem Arzt ist das hohe Fieber nur ein Symptom, ebenso wie der langsame Pulsschlag. Vor einem Hochzeitbitter ist die Hochzeit auch nur ein Augenblick des Entwicklungsstadiums eines Lebens. Ein erfahrener Hochzeitbitter ist ein alter, geriebener Fuchs und auch die Poesie der Angelegenheit berührt ihn nur mit kalten Strahlen. Alles hängt von der Entwicklung ab. Selbst der ärgste Trunkenbold nährte sich einst ausschließlich von Milch und tat dies eine geraume Zeit als Säugling. Ich habe bereits schamhafte Bräute gesehen, zarte, gebrechliche Lilien, bevor man sie gepflückt hatte, — und als ich sie zum zweitenmal erblickte, warfen sie ihren Gatten bereits Teller an den Kopf.

So sitzt nur in süßen Träumen und versonnen nebeneinander, Ihr armen Kinder, lasset Euch von den Ereignissen der vergangenen Momente berauschen und denket neugierig an die Ereignisse der kommenden Momente, sehet nirgends hin, nur einander; — denn würdet Ihr anderswohin schauen, könntet Ihr leicht, allzuleicht erblicken, daß Euch die Prosa des Lebens schon irgendwo in einer Ecke auflauert, möglicherweise aber auch in allen Winkeln, wie ein Turmfalke, der niederschießen will!

Und sie kommt auch schon, wennauch vorläufig in gefälligem Gewand. Sie ist noch lieb, noch warm und freundlich. Aber Ihr werdet sehen, daß sie allmählich ihr schönen Kleider, eines nach dem andern fallen läßt und dann plötzlich roh und nackt vor Euch steht.

Nun schiebt sie zunächst der Major in den Vordergrund, denn so verlangt es, so fordert es Schick und Anstand.

— Machen wir doch ein kleines Späßchen, — rief Väterchen Königgrätz heiter, als die Stimmung bereits zu steigen begann und die gute Laune sich allgemein verbreitete. — Gebt mir einen Bogen Papier und eine Schere dazu.

Papier wurde sofort herbeigeschafft, eine Schere aber fand sich nirgends. Der Major sprang in eigener Person auf, um eine herbeizuholen.

In der einen Ecke des Speisesaales stand ein sogenannter »hundertfächiger« Kasten; ein Fach dieses Kastens öffnete der Major und kramte daraus eine Schere und einen Schlüssel hervor. Das Fach war sonst mit Menschenhaar gefüllt; als ich besser hinsah, erblickte ich, daß es verschiedene Perücken, falsche Bärte und Schnurrbärte sind.

— Du guter Gott, was hält dort der Major verborgen? — fragte ich leise, mich an meinen Tischnachbar wendend.

Mein Tischnachbar, Martin Sipeky, flüsterte mir ins Ohr:

— Die Dienerschaft.

— Was? Ich verstehe nicht.

Der amüsante Greis zwinkerte schelmisch und da ihn der Wein schon redselig gemacht hatte, gewährte er mir einen kleinen Einblick in die Mysterien von Sáros.

— Mit Hilfe solcher Bärte und Schnurrbärte kann man seine Dienerschaft nach Belieben umgestalten; man ist in der Lage, aus demselben Kerl einen bärbeißigen, struppigen Portier, einen glatten französischen Kammerdiener oder einen englischen Pferdejungen mit Cottelets hervorzuzaubern.

— Ach so, ich beginne zu verstehen!

Der Major trippelte zum Tisch zurück; er zerschnitt den einen Bogen Papier in Vierecke, dann nahm er einen Bleistift in die Hand und ging von einem Gast zum andern: »Sag einmal, Brüderlein, wann bist Du geboren? Blase Dich nicht auf, und laß die Großtuerei, süßer Freund, sag die Wahrheit, ich schlage Dir dafür den Kopf nicht ein«. Mit den Damen geriet er in Streit, hatte seine liebe Not mit ihnen, da sich diese entschieden weigerten und nicht nachgaben. Was ist denn das für ein neuer Unfug von Väterchen Königgrätz? Väterchen aber rieb sich vergnügt die Hände. »Werdet schon sehen, werdet schon sehen!« Und er machte besonders die Älteren sogar zweimal aufmerksam: »Ich muß bitten, die richtige Jahreszahl anzugeben, sonst geht es schief und Ihr werdet es bedauern!«

Nachdem er auf jedes Stück Papier den Namen und das Geburtsjahr des betreffenden Gastes aufgeschrieben hatte, verschwand der alte Herr vom Tisch; man merkte sein Verschwinden zunächst überhaupt nicht; übrigens wurde die ganze Konskription sofort vergessen. Flatterten doch die abwechslungsreichen Themata umher, wie farbige Falter auf dem Feld. Trinksprüche, Diskussionen und Ulke wechselten stets, ohne Unterbrechung. Alldies aber mir einer gewissen Leichtigkeit, einer weltmännischen Oberflächlichkeit, gleichsam nur um die Stimmung zu heben. Da der Jüngling aus Sáros nie in Sáros und aus dem Komitat heiratet, verliebt er sich auch nie in ein Mädchen aus Sáros; er lernt die Kunst des Hofmachens im gegebenen Fall in Gesellschaft Sároser Mädchen höchstens zu diesem Zweck, ebenso wie das Fräulein aus Sáros das Kokettieren, wenn es mit einem Jüngling aus Sáros beisammen ist. Dies alles ist eigentlich nur eine Generalprobe; es geht nicht ins Blut über und verdeckt nur die wirkliche Belagerung, den wirklichen Angriff. Die Schlachten der Bühne sind schließlich und

endlich angenehmer, als die der Wirklichkeit. Die große Leidenschaft und das große Interesse unterdrückt alles, was an dem Menschen fein, leicht und pikant ist. Ach, Du mein Gott, nichts kann vollkommener in der Welt sein, als Menschen, die keinerlei Begierden und Sehnsüchte, keine Wünsche haben, nur liebenswürdig und vornehm erscheinen wollen und kein anderes Bestreben an den Tag legen, als daß ihr Nachbar und ihr Gegenüber sich je wohler fühlen . . . Es mochte bereits eine halbe Stunde verstrichen sein, vielleicht auch mehr, als Väterchen Königgrätz wieder an dem Tisch erschien. Sein Gesicht strahlte vor Triumph, vor sich trieb er einen Diener, der eine Schürze umgebunden hatte und einen großen Korb schleppte.

— Nun, meine Herren — begann Väterchen und seine Äuglein leuchteten ; er mästete sich geradezu an den verwunderten Gesichtern, — wir wollen uns denn das kleine und allerliebste Scherzchen leisten, daß ein jeder den Traubensaft Tokajs aus jenem Jahr koste, in dem er geboren wurde. (Er schnalzte einige Male beherzt mit der Zunge.) Donnerwetter auch, wir sind wohl arm, nicht sehr begütert, doch leben wir gut !

Damit begann er aus dem Korb die kleinen Flaschen von drei Deziliter auszapfen und schenkte den Inhalt ihres geschmolzenen Goldes aus, den wir Essenz von Tokaj nennen, stellte vor jeden seine Flasche auf den Tisch, mit der angeklebten Vignette, auf die Name und Jahreszahl der Geburt geschrieben waren.

— Nun, dies ist denn doch ein königlicher Einfall ! — rief ich, diesem irdischen Wohlleben ganz hingegeben und begeistert von der blendenden Liebesswürdigkeit der Idee.

— Schade nur, — bemerkte der Alte und lief behende um den Tisch die Runde ab — daß ich nach unten zu diese Scherzchen nicht mehr lange treiben kann. Nach ein bis zwei Jahren ist es durchaus möglich, daß ich solche Gäste haben werde, denen ich von diesen Weinsorten nichts mehr werde vorsetzen können. Geht, meine lieben Jungen, sucht die Reblaus auf ! Nach oben hin aber stehen wir vorzüglich (wieder schnalzte er mit der Zunge) und ich gäbe es für vieles nicht her, wenn ich Gäste hätte, die über hundert Jahre alt wären . . . Donnerwetter, die würde ich aber wieder verjüngen ! . . . Ach, Ihr hättet früher auf die Welt kommen sollen, meine Freunde.

Dann setzte er sich wieder auf seinen Platz, schenkte sein Glas aus dem Jahrgang 1825 voll (in diesem Jahr wurde er in Eperjes geboren) und sprach feierlich in der eingetretenen Stille :

— Dieses Glas aber leere ich auf die Gesundheit meiner lieben Stieftochter Käthchen von Bajnóczy, die ich liebe, als wäre sie meine eigne Tochter ; ich wünsche von Herzen, sie möge im Ehestand glücklich sein ! Und ich glaube auch fest daran, daß sie glücklich sein wird, denn die erste Bedingung, das Band der Liebe, ist zwischen Euch vorhanden, meine lieben Kinder. Dies aber genügt noch nicht. Die Jugend dauert nicht lange — hier sind wir als Beispiel, ich und Eure Mutter.

— Steffi, sei nicht frech ! — unterbrach ihn Frau Lazsányi.

— Der Mann stirbt nur einmal, — setzte der Major unbeirrt fort — die Frau aber stirbt zweimal. Erstens, wenn sie alt wird und zweitens, wenn sie ihre Seele in der Tat aushaucht. Ich schwöre, ich gebe Euch darauf mein heiliges Ehrenwort, daß ihr nur der erste Tod schwer fällt, mit dem zweiten wird sie leicht fertig und hält ihm besser stand. (Stürmische Heiterkeit.) Aus diesem Grund sage und behaupte ich, daß man die Jugend ersetzen muß.

— Wie den Schnurrbart aus dem Bart ! — rief Ödön von Keviczky schalkhaft dazwischen und dies nicht ohne begründete Anzüglichkeit.

Auch der Redner lachte dazu, das Lachen bewirkte bei ihm den bekannten astmatischen Hustenanfall, dessen Ende abgewartet werden mußte.

— So, so, schon richtig ! Pravdu mas pan brat ! (Hast recht, Bruder.) Wie den Schnurrbart aus dem Bart, so muß man die Schönheit ersetzen ; doch nicht daß Ihr denkt, dies wäre aus der Apotheke zu bestreiten, dies muß die Herzengüte besorgen und fertigbringen. Das ist die Grundlage jeder guten Ehe. Meine liebe Tochter Käthe ! Noch ein-zwei Stunden, und Du verläßt das Elternhaus, vielleicht für immer, um Dir ein neues Nest zu bauen ; nimm auf Deinen weg diesen Ratschlag mit.

Frau Lazsányi war gerührt und stürzte sich weinend auf den Tisch.

— Wahrlich, ich möchte nicht Mutter sein — murmelte der greise Sipeky.

Aber auch Väterchen Königgrätz war sehr gerührt, zerdrückte etwas in seinen Augenwinkeln, dann aber fuhr er fort :

— Das aber genügt nicht, ich fühle, daß meine Pflichten damit noch kein Ende genommen haben. Ich hatte einen braven Obersten, einen gewissen Grafen Kozsebrosky, einen armen polnischen Adeligen, der folgendermassen zu reden pflegte und dies besonders am Monatsende : »Steffi, würde ich noch einmal geboren, ich schaute mich im Zimmer um, ob wohl darin ein Wertheimschrank vorhanden sei und wäre keiner im Zimmer, dann — wie drücke ich mich bloß richtig aus — käme ich nicht zur Welt«. Nun ja, die Wertheimkasse ! Das Geld, das Geld, das die Grundlage der Kriegsführung ist, ohne Geld gibt es keinen Krieg. Das aber hat ja bereits Montecuccoli gesagt. Alles umsonst, Kluges sagen eben doch nur die Soldaten. Ich aber sage Euch, daß es ohne Geld auch keinen Frieden geben kann, wenigstens keinen Familienfrieden. Daher soll, was in meinen Kräften steht . . . richtiger, soviel ich vermag . . .

An dieser Stelle seiner Rede vermochte er nicht weiter zu sprechen, sein ehrliches, rotes Gesicht überschwemmten Tränen, und mit seiner linken Hand (mit der Rechten hielt er das Glas) riß er aus der Öffnung seines Waffenrocks nervös eine Schrift hervor.

— Hier eine Obligation — stotterte er schwerfällig — . . . über fünfzigtausend Gulden . . . mein lieber Sohn . . .

Er ging auf Andreas zu und überreichte ihm das Schriftstück.

— Lege es weg, bewahre es auf . . . nächstens . . . nächstens . . .

Die Gesellschaft erhob sich wie ein Mann, begann begeistert zu applaudieren und ließ den Alten hochleben. Viele traten vor ihn und drückten ihm die Hand. Andreas selbst beugte sich und küßte ihm die Hand, worauf er Andreas umarmte und seinen Kopf lang an sein Herz gepreßt hielt . . . Andreas wollte die Obligation zurückgeben.

— Nein, nein ! — rief er mit abweisender Geste — Bereite mir kein bitteres Gefühl . . . Es würde mich schmerzen, wenn ich Dich mit leerer Hand ziehen ließe. Nein, nein ! Ich weiß genau, was Pflicht bedeutet !

— Dies aber war in der Tat der Essenz von Tokaj würdig. Die elektrisierte Gesellschaft stieß an und stürzte des göttliche Naß hinunter.

Jedermann feierte den Major : kein Wort, es muß gesagt werden, daß er ein braver, anständiger Mensch ist ! Und stammt er auch nicht von großen Ahnen ab, so schlägt in seiner Brust dennoch das Herz eines echten Kavaliere.

— Wenn sie noch seine eigene Tochter wär, — meinten einige — aber es handelt sich doch um eine Stieftochter! Das ist doch wirklich prachtvoll!

— Besonders in dieser Zeit des fin de siècle.

— Es lebe Väterchen Königgrätz, Väterchen Königgrätz lebe dreimal hoch!

Ich selbst war von diesem einzigartigen Zwischenfall gerührt; dennoch erfüllte er mich mit einiger Besorgnis, daß vielleicht unser Freund Andreas seinem Beruf untreu werden könnte, wo doch sein Name bereits einen schönen Klang hat, und daß ihn diese Mitgift von fünfzigtausend Gulden der Journalistik wenigstens für eine Zeit abspenstig machen wird, und ihn in die Peripherie der Schuhe mit zugespitzten Spitzen und des Kasinos der Gentry stößt, wohin ihn seine angeborenen Neigungen ohnehin treiben.

Ich ging zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

— Ich gratuliere, reicher Herr, aber dies ist noch kein Grund, die Feder zum alten Eisen zu werfen. Die Feder ist ein ganz anständiges Instrument.

Er sah mich an, lächelte sanft, aber doch mit einer bestimmten Überlegenheit, als sagte er: »Aber ich bitte Sie, seien Sie doch nicht so naiv!«

Der alte Csapiczky saß auf Nadeln und sein Gesicht rötete sich während der Szene; er fand seinen Platz nicht, rückte hin und her und drehte mit seinen Fingern stets erregt den Bärenorden an seinem Hals, den auch er, gleich einigen älteren Herren trug. (Der Herzog von Anhalt, der im Sároser Komitat begütert ist, weilt jedes Jahr einige Wochen hier und läßt in solchen Fällen von seinem Bärenorden einige Stücke auf die Sároser Herren niedertrafeln.) Einmal erhob er sich sogar, um eine Rede vom Stappel zu lassen, dann aber, als hätte er sich überlegt, sprach er kein Sterbenswort und flüsterte nur dem Diener etwas ins Ohr, der ihn durch die linke Tür hinausführte.

Wir hatten es nicht einmal bemerkt, da kam er auch schon zurück und hielt einen Bogen Papier in der Hand; er warf seinen Kopf hochmütig in den Nacken, und seine Augen leuchteten durch den Kneifer, den er auf der Nase vergessen hatte, ungewöhnlich lebhaft. Er ging geradenwegs auf die Braut zu und blieb vor ihr stehen, nicht wie ein gütiger und liebender Schwiegervater, sondern wie der Ritter Lancelot.

— Meine liebe Schwiegertochter! — sprach er feierlich und jedes seiner Worte war kühl, wie das eines Fürsten — die Csapiczkys lieben es keineswegs, gewisse Fragen in den Vordergrund zu rücken, doch rücken sich gewisse Fragen zum Teil von selbst in den Vordergrund, zum Teil werden sie an den Haaren herbeigezogen und herausgestellt. Dies alles ist aber gleichgültig und egal. (Unendliche Bitterkeit übergoß sein Gesicht.) Hauptsache bleibt, daß man sich mit der einmal gestellten Frage beschäftigen muß. Auf allen Schlachtfeldern des Landes liegen die Knochen der Csapiczkys zerstreut; wir hatten bei Gott keine Familiengruft nötig. Nur für die Frauen brauchen wir eine. (Er zwinkerte dem gegenüberstehenden Baron Kramly höhnisch zu.) Jawohl, meine Liebe, unsere Knochen liegen auf den Schlachtfeldern und ich bin fest überzeugt, daß ein jeder dieser Knochen in Bewegung geraten würde, wenn ein Csapiczky nicht das täte, was seine Pflicht ist. Hier, meine Tochter, nimm von mir geneigten Herzens als bescheidene Gabe für den Gebrauch Deiner eigenen Person diese Obligation entgegen, die auf sechzigtausend Gulden lautet.

Das arme Käthchen wußte nunmehr überhaupt nicht, was diese da alle sprachen, übernahm nur das Schriftstück und behielt es mit dem Taschentuch in der Hand.

Die Gesellschaft aber tobte und frohlockte.

— Ein echter Kavalier ! — rief Paul von Garzó — er wird es auch bleiben, solange ein Lumpen von ihm übrig bleibt.

— Ein echter Herr bleibt auch in der Hölle Herr — bemerkte Georg von Pruskay de genere Tass.

Viele sprangen auf und rannten zum Bräutigam, um ihn zu beglückwünschen. Auch ich änderte meine Ansicht über seine Zukunft.

— Nun erkläre auch ich entschieden : weg mit der Feder !

— Auch Sie sind dieser Ansicht ? — starrte er mich mit ungewissem Blick an. Mir schwante, er wollte etwas sagen, dann aber beherrschte er sich, rang es nieder und fragte nur soviel : — warum sagen Sie das ?

— Nun, fünfzigtausend Gulden, das ist noch nichts, aber einhundertzehntausend Gulden, das ist schon etwas. Schließlich und endlich ist es angenehmer, Zeitung zu lesen, als Zeitung zu schreiben. Väterchen Königgrätz rannte in seiner großen Begeisterung zu den Kindern : »Nun aber seid Ihr höchst anständig und standesgemäß versorgt, — sapperlott, höchst anständig, muß ich sagen !«, bald rannte er zum alten Csapiczky und umarmte ihn in leidenschaftlicher Liebe : »Hast mich übertrumpft, Brüderchen, hast mich verdammt übertrumpft !« und wieder flossen seine Tränen. Csapiczky zuckte geringschätzend seine Schultern :

— Würdest erst sehen, Königgrätz, wenn die Dominien der Csapiczkys noch da wären. Ich meine, — setzte er vorsichtig hinzu — wenn sie noch alle vorhanden wären.

Dies sagte er so und es klang, als wären in der Tat noch etwa fünf bis sechs Güter da.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen. In großen silbernen Girandolen wurden Kerzen in den Saal gebracht und mit ihnen zugleich der schwarze Kaffee. Man begann die Tafel aufzuheben. Braut und Bräutigam verließen den Tisch und mit ihnen die würdigeren Damen und Herren, die Jugend aber, die vorzüglicheren und bekannten Trinker forderten lärmend, es sei ihnen gestattet, ihren Kaffee hier zu trinken, da post caffanum eintreten müsse, wo dann auch alles, was wurmstichig ist, abfallen müsse, und die frohe Laune ihre Schwingen ausbreite, wie ein Vogel, der seinem Käfig entkam.

Ein Teil der Gesellschaft verwandelte sich in Kartenpartien. Die älteren Damen setzten sich in die Ecken der Kanapés und in Lehnstühlen zusammen, um in pikanter Tunke die Ereignisse des heutigen Tages zu besprechen. Ihr Geflüster wurde hörbar :

— Hat eine schöne Mitgift bekommen.

Ein leises, ersticktes Lachgeriesel schnitt die zerhackten Halbwörter entzwei. Dann sprachen sie weiter und lachten wieder.

Die Hausfrau ist nicht anwesend, denn mit der Braut gibt es noch manches zu schaffen. Das ganze große Gepäck muß noch zusammengesucht und mit einem Fuhrwerk zum Bahnhof vorausgeschickt werden. Die Braut sucht noch einmal, vielleicht zum letztenmal, ihre keusche Mädchenstube auf, nimmt den Kranz von ihrem Kopf, legt das schneeweiße Kleid ab, von dem im Leben noch so oft die Rede sein wird, hängt den Smaragdschmuck, den der Bräutigam gebracht hat, von ihrem Hals ab, verstaut ihn fürsorglich in einem Futteral, dann sucht sie sich unter ihren Kleidern das Reisekostüm hervor, das mohnfarbige, das sie am besten als Frau kleidet : man möge es im Zug nicht erraten, in welcher

Eigenschaft sie reist und was sie vorhat. Auch aus der Menge ihrer Hüte sucht sie den geeignetsten hervor. »Mutter, ich bitte Dich, gib mir mal den schwarzen mit der Distel her !« »Aber so nimm doch Verstabd an, der macht alt !« »Gerade darum, Mutter !«

Während sich Braut und Bräutigam umkleiden, schleppen die Diener die Möbel des Speisezimmers hinaus, das heißt, sie sollten sie hinausschleppen, aber die Partei »post caffanum« gestattet es nicht. Dieser befiehlt der Hausherr nicht ; trage er doch sein Haus fort, wenn er es fertigbringt, sie aber bleiben hier und überlassen ihre bequemen Plätze keineswegs und unter keinen Umständen den Tanzenden.

— Nun, dann eben nicht ; šeko jedno, ist ohnehin alles egal — läßt ihnen Väterchen Königgrätz ihr Recht. — Die Süffel sind stets im Recht, denen geht selbst Jesus aus dem Wege. Traget die Möbel des Salons hinaus, dort wird getanzt.

Den Tanz begann denn auch Väterchen Königgrätz selbst, mit den trippelnden Tanzschritten alter Herren ; er tanzte mit Frau von Szlimóczy. Ich selbst drehte im Csárdás die Braut, die inzwischen im Reisekleid erschienen war ; die arme Kleine war von den Erregungen des Tages sichtlich ermüdet und atmete stoßweise. Da ich sah, daß auch Andreas zum Vorschein gekommen war und sie suche, führte ich sie ihm zu :

— Hier ist das Frauchen, es gehört Ihnen, ich übergebe sie.

Andreas zog mich in eine Fensternische.

— Ich hinterlegte ein versiegeltes Paket in Ihrem Zimmer. Sie erweisen mir einen großen Gefallen, wenn Sie es morgen nach Eperjes bringen, Herrn Samuel Kubányi, dem Direktor der Sparkasse übergeben und von ihm meinen Verpflichtungsschein zurückverlangen. Werden Sie es tun?

— Selbstredend.

— Diese Sache ist eben so — bemerkte er —, daß ich sie nur sicheren Händen anvertrauen kann.

— Sie können beruhigt sein.

Die Zeit raste toll. Wir hatten es nicht gemerkt und schon war der Augenblick der gefühlvollsten Szene gekommen. Die große Kuckucksuhr rief neunmal, die Glaskutsche, vor die vier Pferde gespannt waren, fuhr auf dem Hof vor. Allerdings konnte man sie nicht sehen, nur das Scharren der Pferde und das Klappern des Geschirrs hören ; draußen herrschte pechschwarze Nacht, kein Mondschein leuchtete, die Sterne funkelten nicht vom Firmament, schwere, lastende Wolken zogen nach allen Richtungen, trieben auf dem Himmel hin und her, wie wenn braune Farbenkleckse ineinanderfließen.

Im Kartenzimmer, bei dem Tisch der Zecher, überall verbreitete sich die Nachricht :

— Die Neuvermählten reisen.

Der eine Schwerenöter (natürlich einer von den Zechbrüdern) schnalzte mit der Zunge, hob an, zu gurgeln und eine Opernarie mit folgendem Anfang zu intonieren : »O Nacht, Du wirst es erfahren . . .«

Sie lachten und grinsten, unterbrachen aber immerhin das Trinken und Spiel, strömten alle in den Salon, um die Neuvermählten noch einmal zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen.

Väterchen Königgrätz erteilte eben den Befehl, daß in Anbetracht der großen, undurchdringlichen Finsternis ein Reiter mit einer Lampe vor der Kutsche zu reiten habe, während Herr Krivday (Professor in Eperjes, Lehrer

der Physik), der soeben einen großen Strang hereingebracht hatte, auseinandersetzte, daß man bei dem Schein der Lampe, die der Reiter trägt, nur das Pferd des Reiters sehen werde; der Kutscher des Wagens werde dagegen nichts sehen, obgleich, soviel er merke, dieses praktische Ziel vor Augen zu halten sei; seiner Ansicht nach müßte man daher die Lampe an den Schwanz des Reitpferdes binden.

Die Gäste, die umherstanden und diese Ausführungen hörten, lachten; Väterchen Königgrätz aber hielt an sich und erwiderte zärtlich:

— Dies wäre wohl unausführbar, Herr Krivday, außer Zweifel unausführbar.

Der Professor brauste auf:

— Sie haben alle keinen Sinn für die Wissenschaft, meine Herren! Sie müßten Kraft und Wirkung des Lichtes errechnen, dann würden Sie gleich einsehen, daß der Platz der Lampe unbedingt am Schwanz des Pferdes sei.

— Aber, aber, Herr Krivday! Wenn sich nun das Pferd mit seinem Schwanz zu fächeln beginnt, was geschieht dann wohl mit der Lampe?

Krivday murmelte etwas verächtlich über die Hintansetzung der Wissenschaften, vor allem bei dem sogenannten Mittelstand, dann schlich auch er sich dorthin, wo das Gedränge am größten war, wo die Braut sich von ihrer Mutter rührend verabschiedete und ihren Hals krampfhaft umarmt hielt; sie küßte die Mutter, wo sie ihrer habhaft werden konnte: ihr Gesicht, ihre Augen, ihren Mund. Ach, wo steckt nur der alte Sipeky? Nun soll er es wagen, zu behaupten, er möchte nicht Mutter sein!

Länger, als die Schilderung einer Hochzeit, kann man nur Platin dehnen. Da nun aber die Neuvermählten abgereist sind, lohnt es sich nicht weiter.

Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, die Jugend tanzte, ernstere Gäste huldigten dem Kartenspiel, die Diener kredenzt ohne Unterlaß schwarzen, Kaffee, Liköre, leichte Weine, und nach Mitternacht Suppe für Lumpen, geröstete Brötchen, Limonaden und verschiedene beruhigende und stimulierende Getränke. Die Hausfrau ließ zum schwarzen Kaffee auch eine Tasse Schokolade servieren und überredete jeden, einen Löffel in seinen Schwarzen zu gießen.

— Sie werden sehen, welcher vorzüglichen Geschmack er davon erhalten wird. Lange wollte ich es Steffi nicht glauben, der seinen schwarzen Kaffee bei dem Herzog von Anhalt so trank. Aber es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß ein Löffel den schwarzen Kaffee ganz herrlich verwandelt. Ach, die Herzöge! Die wissen es wohl, wovon der Ochs fett wird!

Noch nie habe ich ein derart elegantes, großzügiges und freimütiges Hazardspiel gesehen, wie hier. Alle, ohne Ausnahme, gingen mit dem Geld in einer Weise um, als hätten sie zuhause eine Notenpresse. Wenn einer einen großen Zug getan hatte, betrachteten es seine Partner mit echter Freude und Leidenschaft, als freuten sie sich von Herzen seines Erfolges. »Hurrah, das war aber ein tüchtiger Zug, aber Du konntest die Karten nicht genügend ausbeuten, hättest noch einen Schlag führen sollen!« — und nur wer gewonnen hatte, scharfte die Banknoten mürrisch und lustlos ein, als wär es ihm geradezu peinlich, daß ihm das Spielglück in einer so ekelhaften Weise behilflich sei. Es kam vor, daß dem einen, oder dem andern das Geld ausging und der Zustand des »ich bringe« entstand; allein wie vornehm war in diesem Kreise selbst Herr Ich-bringe! Überall sonst ein Schreckgespenst der Spieler, war hier Herr Ich-bringe ein echter Grandseigneur. Solange ich neben ihnen saß, ging Onkelchen Bogozy das Geld aus;

er wurde mit dreißig Gulden von der Kasse belastet, die Keviczky de genere Kund einheimste.

Onkel Bogozy zog seine Briefftasche.

— Kannst mir einen Tausender wechseln, Bruder?

— Ach wo! — antwortete Keviczky ungehalten. — Wir selber brauchen das Kleingeld.

Niemand konnte den Tausender wechseln und dies entfachte geradezu die Wut Bogozys.

— Bettlerhunde seid Ihr alle — murmelte er —, ich muß mich ans Glück wenden, mir bleibt eben nichts Andres übrig — und er sagte solange »ich bringet an, daß vor ihm, als ich zum Tisch zurückkehrte, bereits ein Haufen Geld lag.

An den andern Tischen wurde Tarock gespielt, in ungleich geringeren Beträgen, als das Hasardspiel. Hier war somit jede Uniform gestattet, alle diplomatischen Kniffe und Schlaueiten, da es hier nicht auf Gewinnsucht, sondern auf Bravour ankommt. Der Kavalier empfindet diese feinen Unterschiede. Alles wurde ausposaunt, natürlich streng durch die Blume. Der »Kurze«, der austeilte, kratzte sich den Kopf und murmelte: »In welchem Wasser soll ich ertrinken?« (Das bedeutete, er habe keinen Sengel.) »Fröhlich dudelsackt der Portugiese!« — das heißt: eine gute Farbe ist gerufen. Wenn der »lange Partner« bei der Ausgabe einer Farbe bemerkt: »Die Krähen fliehen in Gruppen«, ist es klar, daß die ausgeteilte Farbe auch andere in Händen halten. Verkündet er aber: »Mein Herz, was willst Du noch mehr?«, so kann es auch ein Narr erraten, daß man Herz rufen muß. Da aber diese Diebssprache des Tarockspieles selbst der Annehmer nur soweit versteht, wie die feindlichen Partner, bedeutet das Schwatzen nach den Vorschriften des Kartenspielkodex' keine Unkorrektheit, da es allen in gleicher Weise schadet und nützt. Psychologisch ist es interessant zu bemerken, daß in den kritischen Lagen das Gespräch sofort in slowakischer Sprache geführt wird, was keineswegs einen »dolus« bedeutet, nur den angeborenen Instinkt, denn alle vier verstehen slowakisch.

Der Tanz, das Spiel und das Gelage dauerte somit bis zum Morgengrauen, bis die Hähne krähten. Dann begannen wir alle aufzubrechen; obwohl Väterchen Königgrätz und seine Gattin auch noch in dieser frühen Morgenstunde flehten, wir möchten die Gesellschaft nicht verderben.

— Aber der Morgen kommt doch bald!

— Keine Spur, der Morgen ist noch weit.

Väterchen Königgrätz stellte jede Uhr ab, damit sie seine Gäste nicht verwirren.

— Die Hähne krähen schon.

— Sie verkünden nicht den Morgen, Brüderchen, sie weinen und trauern; denn viele ihrer Geschlechter haben hier bereits den Tod gefunden.

Alles egal; das massenhafte und entschiedene Auftreten erzielte Erfolg; vor Sonnenaufgang gab sich der Major endlich zufrieden, und auf das große Lamento erteilte er seine Bewilligung zu dem Befehl, die Kutscher mögen einspannen. Sie taten es ungern, denn alle waren gründlich erledigt.

Im langsamen Nacheinander fuhren die vielen behänderten Viergespanne mit dem bunten Geschirr vor. Es war eine wahre Augenweide, zu sehen, wie sie auf dem Hof aufgezäumt wurden. In der Dämmerung liefen die Lampen wie Irrlichter umher. Das eine und andere Pferd wieherte, der eine und andere Kutscher stieß einen Fluch aus; er fand die Zügel oder die Peitsche nicht gleich.

— Und wer fährt mich nach Eperjes? Denn mein Freund ist schon weit.

— Ich! Ich! Ich!

Sechs zugleich boten sich an, mich nach Eperjes zu bringen. Da aber das Gespann des alten Bogozy als erstes vorfuhr, ließ ich meine Koffer auf seinem Wagen verstauen.

Erst als wir bereits im Wagen Platz genommen hatten, fiel mir ein :

— Aber Du fährst ja garnicht bis Eperjes.

— Doch, ich fahre hin.

— Wie denn? Soviel ich mich erinnere, schloßest Du Dich gestern unserem Zuge in Sóvár an, irgendwo aus einem dazwischenliegenden Dorf kamst Du.

— Dies ist schon richtig; aber ich fahre dennoch nach Eperjes. Ich muß um neun Uhr im Amt sein.

— So? Du bist Beamter?

— Leider! — antwortete Bogozy finster.

— Und wo?

— Beim Gerichtshof — antwortete er gezwungen.

— Bist Gerichtspräsident?

Er lachte gemüthlich und versetzte mir einen Rippenstoß.

— Ich bin Schreiber im Grundbuchamt . . . wenn Du es gerade wissen willst.

— Rede keinen Unsinn! Mich hast Du nicht zum besten! Die Schreiber m Grundbuchamt fahren nicht im Viergespann!

Der Wein machte Bogozy gesprächig und aufrichtig.

— Gib mir Feuer — sagte er und entzündete sich seine Zigarre.

Die Nacht war still und dunkel, kein Windchen wehte, das Streichholz brannte schön gerade, wie im Zimmer. Von links rauschte der Wald von Lazsány sanft und geheimnisvoll, uns im Rücken wurde die tief atmende Stille der Natur von zehn bis zwölf Viergespannen mit ihrem Geräusch aufgeschreckt, daß es schien, als zuckte die Erde vom Gestampf der Pferde, und als erwachte der Wald vom Geklingel der Glöckchen und dem Geklirr der Geschirre.

— Ja, das Viergespann! — kehrte Bogozy auf sein Thema zurück. — Nun, ja, natürlich, das Viergespann! Das ist gemalt, Bruderchen. Ich kann Dir vertraulich sagen, daß es nur gemalt und nur bei Lampenschein sichtbar ist. Du aber, Du bist noch ein »grüner Junge«, Freundchen. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Du, bei Gott, noch grün bist, junger Kumpan. O, Du wirst es schon beim Morgengrauen sehen, in welcher Weise die Viergespanne dahinschmelzen. Hahaha! Hehehe! Ich muß sagen, daß Du ein köstlicher Kerl bist! Dennoch sei so lieb und gib mir noch ein Streichholz. Hörtest Du schon einmal, Freundchen, über den berühmten Professor Hatvani?

— Wie sollte ich nicht?

— So hörtest Du auch, wie er einmal von einem großen Festessen seine Gäste nachhausebrachte, jeden Gast in einem prächtigen, klingenden Schlitten, vor den vier Pferde gespannt waren? Morgens dann fanden sie sich alle zuhause, vor der Schwelle, und ihre Hosen waren äußerst abgeschoben, weil sie der Teufel an ihren Füßen dem Pflaster entlang gezogen hatte, — soweit es in Debrecen eben ein Pflaster gibt.

— Darüber habe ich in der Tat gelesen.

— Nun siehst Du, einen solchen Teufel haben wir auch im Komitat Sáros, und schau uns nur gründlich an, wenn der Morgen graut. Ich beginne mich übrigens schon im Nachbardorf zu häuten. Du wirst es schon sehen. He, Johann!

— rüttelte er den Diener, der auf dem Bock eingenickt war — ist Vándok noch weit?

— Eine gute halbe Stunde.

— Du bist närrisch. Es müßte irgendwo hier sein.

— Ich kenne mein Heimatdorf sehr genau, gnädiger Herr. Auch kenne ich die Gegend. Vándok ist noch weit.

— Nun dann, was für ein Dorf gibt es in der Nähe?

— Hier ist nichts.

Tolles Hundegebell erscholl darauf aus einer Entfernung von etwa tausend Schütt. Nicht ein einzelner Hund bellte, sondern fünf bis sechs antworteten einander von größeren oder kleineren Entfernungen, der eine tiefer, der andere höher.

Johann rieb sich die Augen.

— Ein Narr soll ich heißen, wenn nicht dennoch hier irgendwo das Dorf ist! — und er starrte erstaunt in die grauende Nacht hinein.

Bogozy stieß mich fröhlich in die Rippen:

Nun, den habe ich aber mit dem Gebell so recht zum Narren gehalten, — flüsterte er (denn er konnte aus dem Bauch mit solch unvergleichlicher Kunst bellen), dann bellte er wieder ein-zweimal tüchtig, immer näher und näher, aber das Dorf wollte doch nicht näherkommen, was Johann noch mehr in Erstaunen versetzte. Er glaubte nunmehr, Gespenster trieben mit ihm ihr Wesen und klammerte sich schlotternd, mit klappernden Zähnen am Eisengitter des Bocksitzes fest.

Nach längerer Zeit kamen wir dann endlich dennoch in Vándok an; vor einem Haus mit fünf Fenstern, dessen Dach aus Ziegeln bestand, hielt der Wagen. Der Diener Johann sprang vom Bock, spannte die ersten beiden Pferde aus, wünschte eine geruhsame gute Nacht und führte die Tiere durch das knarrende Tor hinweg.

— Ich lasse Herrn Weiß grüßen und lasse ihm danken — rief ihm Bogozy nach, und machte mich dann aufmerksam: Siehst Du nun, wie die Häutung ihren Anfang nimmt? Der Diener und die beiden Pferde sind bereits weggeschmolzen.

— Aha — stotterte ich aufgescheucht und blickte den Pferden nach —, was aber ist das Weiße dort neben Ihnen?

— Das, Freundchen, das ist Johann in Hemd und Unterhosen, da er die Dienerkleidung ablegte und hier zurückließ; sie ist nicht sein Eigentum. Hier ist nichts so, wie Du es siehst.

— So? Der Anzug gehört Dir?

— Auch der nicht — marmelte er — auch der ist geliehen.

Wenn er sich gehen ließ und nicht aufpaßte, sprach er sehr schlecht ungarisch, wenn er sich aber zusammennahm, unterließ ihm kaum ein beachtenswerter Fehler. Sein Kopf fiel auf seine Brust, schließlich war auch er nicht aus Eisen, und ein-zwei Schnarcher bezeugten, daß er in einem glücklicheren Dasein umherstreife, der Speichel floß ihm über den Bart, sein Haar fiel ihm zerrüttet in die Stirn; nur an holperigen Stellen kehrte er aus dem Land der Träume nach Sáros zurück; er blickte auf, schloß aber die Augen sofort wieder. Die beiden Pferde dagegen trotteten vergnügt auf der staubigen Landstraße dahin. Nun kamen die Dörfer bereits in dichter Folge, in Gortva hörte ich die Abschiedsjodler, die offenbar an die Adresse des alten Csapiczky gerichtet waren, doch

kam es mir nicht in den Sinn, den Wagen anzuhalten. Der Morgen graute. Man konnte die Straße, die Felder immer klarer sehen, Felder, auf denen an einzelnen Stellen Maiskolben und Mohn emporstarrten, als stünde eine Kompanie Soldaten in Habtachtstellung. Der Himmel begann sich im Osten rot zu färben, und ein kühler Wind ließ die Äste der Bäume am Straßenrand hohl erklingen; die Natur begann sich augenscheinlich in Weiß zu hüllen, doch war dieses Weiß schlimmer, als die schwarze Finsternis; es war der Nebel, der die Häuser der Dörfer übergießt (als würden Fliegen in der Milch schwimmen), bedeckte den Bergrücken des Simonkagebirges und verhüllte die nach uns Kommenden. Nichts konnte man sehen, nur den Kutscher, den schnarchenden Grundbuchschreiber und das Hintergestell der Pferde.

Auf dem schmalen Weg, der nach Sóvár führt, traf ein närrischer Zweig, der in den Weg hereinragte, Bogozy's Gesicht; er brauste auf:

— Was ist das für eine Frechheit! Da sieh einer!

Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und sah sich um. Nun war es bereits hell und auch der Nebel verflüchtigte sich. Man konnte die Türme von Eperjes schon deutlich erblicken.

— Was, zum Teufel auch, sind wir schon da? Donnerwetter, diese Pferdchen haben ein anständiges Tempo! Aber es wird gut sein, hier zu halten, wir wollen beim Wirtshaus die andern erwarten. Etwas Branntwein wird in diesem Augenblick ein wahrer Balsam sein. He, Paul, Du hältst beim Wirtshaus!

Das Wirtshaus von Sóvár, das ein niederbaumelnder Wacholderzweig schmückte, war noch geschlossen.

— Pali, spring herunter und schmeiß die Tür ein!

Kutscher Paul sprang vom Bock, begann zu klopfen, worauf sich die Tür endlich nach langem Warten öffnete, und ein alter Jude mit langem Bart, in Pantoffeln und Hausgewand herausgeschlichen kam. Als er die Herrschaft erblickte, stellte er sich vor:

— Mein Namen ist Kohn.

— Ich heiße nicht so, — entgegnete Bogozy die Vorstellung mit aristokratischem Hochmut. — Bringen Sie ein Maß Branntwein!

Nicht lange danach wurden die nach uns Kommenden in der Tat sichtbar. Aber Du lieber Himmel! Wo waren die feinen, glänzenden, vornehmen Equipagen geblieben? Alles in allem kamen nur vier Kutschen an und auf diesen saßen sechs bis sieben Personen zusammengepfercht, wie die Slowaken auf der Ernte. Die kecken, glänzenden Herren mit den großen Namen, die Keviczky, Pruskay, Nedeczky und Niczky, die die Fahrt gestern alle auf eigenen besonderen Gespännern und heute die Rückfahrt ebenso angetreten hatten! Hatte denn in der Tat ein böser Dschin ihre schnaufenden, feurigen Rosse verschlungen, ihre bunten Husaren mit den Seitentaschen, während der Fahrt, wie dies Bogozy erzählte? An der Seite der Wagen ritt Stefan von Domoróczy und ließ nachlässig die Zügel Blackstons bäumeln. Der berühmte Blackston selbst sah mir nun nicht so aus, als wäre er aus dem Stall des Metternich gekommen (gestern betrachtete ich ihn durch die Brille der aufpulverten, heute durch die der sich verflüchtigen Illusion). Auch sein Kopf ist keineswegs schön zu nennen, er hat eingefatschte Beine, seine Fersen sind nicht genug breit, sein Steiß zu steil: mit einem Wort, ein gewöhnliches, billiges Pferd.

Im letzten Wagen saßen die meisten. Jesus Maria, wer können die sein? Sieh doch einer, die Zigeuner, die Musikantenbande von Eperjes, der Zymbal

hinten ans Fuhrwerk gebunden, vorn die Baßgeige, wie das Nebelhorn eines Dampfers.

Vor dem Wirtshaus gestaltete sich die Begegnung äußerst freundlich.

— Guten Morgen, Jungen, guten Morgen! — Die Kavalier sprangen herunter, mit erfrischendem Lächeln, unerschöpflichem Gemüt und schimmernder Seele, aber ihre Gesichter, ihre Kleider waren zerknittert, die Hemdkragen schmierig. Sie machten auf mich keineswegs den unendlich vornehmen Eindruck, wie Tags vorher.

— Holla, Wirt, Branntwein her! (Sonderbar, gestern war ihnen nicht einmal der Prunelle Naltet genug gut.)

Die Flaschen marschierten der Reihe nach auf. Kohn hatte Mühe, sie herbeizuschleppen; auch Frau Kohn kroch aus ihrem Versteck hervor und half ihrem Gatten. Domoróczys Lust und Laune sprang plötzlich bis zum Himmel:

— He, Zigeuner, heraus mit den Instrumenten! Rasch eine traurige Weise! Die traurigste, die Du spielen kannst!

Ein Augenblick ist nicht viel, und schon hielt er die Geige in der Hand, die Bratsche, die Flöte, alle Instrumente. Der Zigeunerprimas Babaj lächelte schlau, dann legte er mit dem »Gotterhalte« los (dies war nun einmal die traurigste Weise).

Die Herren lachten über den Scherz des Zigeunerprimas, hielten sich die Bäuche vor Lachen, aber die Weise übte auf ihre Pferde eine besondere Wirkung aus; sie begannen plötzlich taktweise ihre Häse und Beine zu bewegen, das Roß des Domoróczys begann nach diesem Exerziertakt loszulegen, hackte stolz seinen Nacken in die Brust und produzierte derart regelrechte Pirouetten, die auch ein General erstaunt betrachtet haben würde.

— Was ist mit diesen Pferden los? — fragte ich erstaunt.

Bogozy flüsterte mir ins Ohr:

— Siehst Du es nicht? Es sind lauter Honvédpferde; vom Ärar geliehen.

Das öffnete mir die Augen. Plötzlich war ich von allerlei Zweifel erfüllt und als wir die Wagen abermals bestiegen, richtete ich an Herrn Bogozy während der kurzen Fahrt bis Eperjes Kreuzfragen.

— Wohin fahren diese Herren? Kamen sie doch gestern alle aus den Dörfern.

— Sie fuhren eben noch vorgestern in die Dörfer hinaus, um sich für die Hochzeit vorzubereiten, eigentlich aber sind es alle Beamte von Eperjes.

— Auch die Pruszkays?

— Die sind beim Kataster angestellt.

— Unmöglich! Und Domoróczy?

— Der ist Schreiber beim Komitat.

— Und Keviczky?

— Revisor im Steueramt.

— Höre auf, Alter, Du machst mich wahnsinnig!

Bogozy zuckte die Achseln und blies mir den Rauch seiner Zigarre zwischen die Augen.

— Und jene Viergespanne! — rief ich. — Der Pomp, die Pracht, das Glänzen und Leuchten, die Havannazigarren und alles, alles andre?

— Rauch und Dunst. Die Viergespanne waren geliehen. Von da das Geschirr, von dort die Vorderperde, wieder anderswoher die Hinterperde und von einer vierten Stelle die Sandläufer.

— Aber das ist doch wahrhaftig ausgemachter Betrug!

— Papperlapapp! — unterbrach mich Bogozy hitzig. — Wer ist es, den sie betrügen würden? Weiß doch jeder von jedem, daß er nicht vier Pferde besitzt. Diese guten Jungen halten bloß die Form ein, mich inbegriffen . . . die schönen alten Formen, die hergebrachte Sitte. Ist es doch so teuer! Was ist denn das Schlechte, das Du daran findest?

— Du willst doch nicht sagen, daß die fünfzigtausend Gulden des Majors . . .

— Nun, doch, auch das ist nur eine Form.

— Was? Die Obligation . . .

— Ist keine fünf Pfennige wert. Königgrätz hat nichts auf dieser runden Erde, als seine kleine Pension. War Ochs genug, vom König sich nichts anderes zu erbitten, als das Kämmerertum; er hätte alles andere bekommen. Aber der arme Teufel ist so eitel, wie eine alte Hofdame . . .

Mir lief der Schweiß von der Stirn, und meine Augen quollen vor Verwunderung auf.

— Nun, das ist eine schöne Geschichte. Aber mit der Obligation des alten Csapiczky steht es doch nicht auch so?

— Ach, Du meine Güte! — lachte Bogozy so saftig und brausend, wie ein Wasserfall — damit steht es noch ärger! Csapiczky reichen seine Schulden bisher!

Und er kratzte sich mit seinem Zeigefinger den Adamsapfel.

— Aber die armen Neuvermählten so zum Narren zu halten! — meditierte ich und kehrte immer wieder zu diesem Spuk und zur Flunkerei zurück und dachte den Ereignissen nach.

— Unsinn! Die Neuvermählten wußten nur zu gut, daß die beiden Obligationen keinen Pfifferling wert sind, aber auch ihnen gefiel und auch sie entzückte die Vornehmheit der Form.

— Und die Gäste?

— Nun, auch die wußten es alle, sie waren im Bilde.

— Trotzdem frohlockten sie und begeisterten sich?

— Selbstredend. Denn wir Sároser haben keine Zeit, an unsere Armut zu denken; im Gegenteil: wir halten stets Generalprobe, wie wir leben würden, wenn wir reich wären. Und wenn uns die Vorstellung gelingt, freuen wir uns, applaudieren uns zu, und sehen wir, daß der Fremde es für Wirklichkeit hält, so erfahren wir daraus, daß wir vorzüglich und tadellos gespielt haben.

— Warte einen Augenblick! — rief ich und packte seine Hände — somit waren in der Pariser Kiste . . . nicht Kleider von Chatelot . . .

— Aber wo! Gibt es dort doch überhaupt keinen Schneider namens Chatelot. Ein netter Einfall das Ganze. Wahr daran ist bloß soviel, daß die Kiste in der Tat eine Kiste war. Aber schließlich — sagte er nun plötzlich hochmütig und hob den Kopf hoch —, das ist hier bei uns Sitte und die Sitten sind jedenfalls ehrwürdig, Brüderchen. Was aber das Wesen der Sache betrifft, gehören die Dinge doch unbedingt jemandem, wenn sie auch nicht diesem oder jenem gehören, bei dem Du sie gesehen hast; der Glanz, der Pomp, das Leuchten, die Lebendigkeit, die Feinheit, die Zwanglosigkeit und Gemütlichkeit, die herrschaftlichen Formen, die Pferde, das Silber, die Griffe, der Adel des Tones gehört uns Allen. Sie sind nur verteilt und wenn wir sie bei gewissen Gelegenheiten künstlich auf einen Haufen zusammentragen, wen geht es was an? Ist es wahr, oder nicht? Nun aber sind wir da. Wo befiehlest Du, daß ich — Dich absetze?

Ich nahm im Hotel ein Zimmer, wo ich tagsvorher gewohnt hatte und bevor ich Mittags nachhause fuhr, suchte ich am Vormittag Herrn Samuel Kubányi, den Direktor der Sparkasse in seinen Amtsräumen auf, um ihm das Paket zu übergeben, das mir Andreas anvertraut hatte.

Er war ein kleiner, buckliger Mann, der äußerst freundlich lächelte, als ich mich vorstellte. Er nahm seine Zigarrentasche heraus, um mir eine Zigarre anzubieten; es war eine Biene darauf, das Symbol der Sparsamkeit in Email ausgelegt. Die Tasche war nach den vielen Taschen mit Wappen so sonderbar . . . die vielen Taschen, auf denen sich Greifen, Adler, Gemen und Löwen emporreckten und hier diese Biene . . . Eine Biene? In Sáros? Was erdreistet sich hier eine Biene? . . .

Ich übergab das Paket und sagte, es sende Herr von Csapiczky junior.

Er übernahm es und enthüllte es aus dem Papier; es war ein Schmuckfuttal; er öffnete es und warf einen raschen Blick hinein.

— Der Smaragdschmuck — sagte er und rieb sich die Hände. — Der Smaragdschmuck — wiederholte er und übergab es einem Beamten, der hinter dem Schalter saß.

Ich bat ihn, mir den Verpflichtungsschein auszuhändigen.

— Jawohl, jawohl, jawohl — sagte er in singendem Ton. — Suchen Sie den Verpflichtungsschein heraus, Domine Brányik, den Schmuck aber lassen Sie nur draußen . . . weil er Nachmittag wieder abgeholt wird. (Wieder rieb er sich die Hände und sog tüchtig aus einer Schnupftabakdose, die gleichfalls mit einer Biene geschmückt war.) In Lásztova wird morgen die Hochzeit eines Fräuleins von Vinkóczy gefeiert.

SEELE AUS SCHATTEN GESPONNEN

VON ÁRPÁD TÓTH

*Am Abend, wenn die Bäume langen, satten
Schatten streun auf goldentflammte Lehnen,
Lieb' ich den Leib der körperlosen Schatten :
Die Seele spürt verwandter Stoffe Wehen.
Gott hat sie wohl aus harzduftender Fichten
Abendschatten wehmütig gewebt,
Um sie mit dunkler Wehmut abzudichten,
Die in den weichen Falten seltsam bebt.*

*Gesegnet sei der Weber unsrer Seelen.
Wie oft war sein Gespinnst mein letztes Zelt,
Der Schleier, dessen Wundernetz die scheelen
Blicke dämpfte, und die wilde Welt,
Der Menschen wirren Lärm zu Lied verklärte,
Zu brüderlichem Sang und Trunkenheit,
Und aus der Tage Karst den Blick mir kehrte
Zum stillen Tiefland der Vergangenheit.*

*Und tat es weh, daß treugeglaubte Herzen
Nur kalte Drüsen war'n, daß unser Blut
In Sündenmühlen rauscht, daß Gott auch geizen
Kann und Bruderhand auch schlagen tut,
Dann wurde zum Verband der weiche Schleier :
— Wir sind verwaist! — so flüsterte der Born,
Und rasch schwang sich davon der Rachegeier,
Zu Mitgefühl zerschmolz zischender Zorn.*

*Die Bäume lieb' ich und der Blüten Wunder,
Und tauchte ich im gelben Lampenschein
Mit meinem Buche engverschlungen unter,
So ließ mich mancher Sesam willig ein :
Nur kurze Rast in wirren, schalen Tagen,
Nur eine Höhle, die die Träne schuf,
In deren Wärme kroch ich mit Behagen
Und hörte dort des Lebens süßen Ruf.*

*Und manche Nacht schob ich Zigarre schmauchend
Die gelben Bauern am karrierten Brett,
Von draußen klang der Bach im Eise rauschend,
Im Ofen sang der Eichklotz um die Wett*

*Ein starkes Lied vom Wald, sein Moosbart sprühte,
Es lockte aus der Fern ein Fiedelton,
Und überm finstern Tannenforst erglühte
In goldner Pracht der Riese Orion.*

*Um Mitternacht nahm ich mit Händedrücken
Vom alten Dorfarzt Abschied voller Hast,
Wie unterm Schnee die Baumwipfel sich bücken,
So drückte mich der Verse bunte Last.
Nur rasch nach Hause : schreiben, schreiben, schreiben!
Vergeblich lockt des Bettes Daunенbrust,
Ich jauchzte, wenn in runden, weichen Reimen
Erklang der Jugend süße, wehe Lust.*

*So tröstete manch zahmes Abenteuer
Den schüchternen Ulysses, der ich war,
Bedroht von rauhen Klippen, Sturm und Feuer,
Ging fort die Irrfahrt schrecklich-wunderbar.
So nahm ich dankbar alle feilen Freuden :
Den Pfeifenqualm, ein Gläschen sauren Wein,
Das Neigen blonder Locken vor dem Scheiden,
Und daß von meinen Lippen floß der Reim.*

*O, warum quält mich jetzt so sehr das Leben,
Die krampfverbogne, drohend neue Welt!
Es kracht der Blitz, die alten Wände beben,
Des Weltgerichtes Erzposaune gellt.
Vergeblich such' ich Schutz in Gottes Schleier,
Der Weltensturm zerreißt ihn allemal,
Die Höhle, deren Frieden mir so teuer,
Ist jetzt ein Maul, verzerrt von finstrer Qual.*

*O Gott, Du Weber feinsten Seelenseide,
Besieh Dein Werk mit tränendem Gesicht,
Dein weises Herz beim Anblick trauernd leide :
Der Schatz wird mürb, die feine Faser bricht.
O, kommt noch Zeit die Seele neu zu weben,
Wenn einst der Lärm des schwarzen Sturms versiegt?
Wird sie der Wind zu tausend Fetzen wehen,
Wie Fahnen, von der Nachtgewalt besiegt?*

Übersetzt von Rudolf Becht

EUROPA

DESIDER KOSZTOLÁNYI

*Dir, Europa
gilt, dir klingt mein Ruf im blinden Wirrsal
unserer Zeiten —
und während andre dir die Sterbeglocken läuten
grüß ich dich keck mit froher Dithyrambe :
Gut' Morgen, Europa!*

*O, greiser Kontinent!
Du alte, verbeulte, heilige, hehre
Seelen erzieherin, Filter der Sinne,
du wunderwirkende, Stirnen erhöhende, Bücher gebärende
Urmutter du!
Bist du auch hart, ich kämpfe um dich
mit lästerndem Munde, beschwörendem Kusse,
mit bannendem Wort : o lieb' mich doch endlich!*

*Wer könnte mich jemals trennen von dir?
Wer könnte mich je von deiner Brust reißen?
War ich nicht immer dein Sohn, treu und rein?
Saß ich nicht schon als Kind beim Lampenschein
Und lernte erschauernd deine Lektionen,
in Staunen deinen hundert Zungen lauschend
bis auch mein Herz mit deinem Wort verwuchs?*

*O, seither verstehen schon viele mein Stammeln —
wohin ich auch gehe, ich treffe Verwandte,
wohin ich auch schaue, ich sehe Geschwister.*

*Ein deutsches Mütterchen sah ich in Köln
trippeln im Regen, — ich sah in Paris
die schwebende Anmut französischer Mädchen,
in England die silbrigen Schläfen der Lords.
Und zechte ich nicht schon in Arbeitervierteln
als Bruder mit lärmenden Italienern?
Empfand ich nicht bis in das Mark den Schmerz,
der aus der blassen Slawen Langeweile stöhnt,
den müden, goldenen Glanz der Wehmut?*

*Mit ihnen allen bin ich eins, mit allen, allen Völkern.
Mein Herz ist weit, sie finden Platz darin.*

O, nehmt auch mich
in eure Herzen auf!
Und ihr, der ferner Völker
Dichter und Herolde
kämpft gegen unsrer Widersacher Schar,
zum Heile unsrer Mütter, wie wir
es tun, daß eure Mutter lebe.

Erhebt die Stimme
Streiter des Geistes, Dichter Europas :
Nur feiges Wild verkriecht sich in sein Nest,
nur blinder Maulwurf wühlt unter der Erde.
Stimmt an die Hymne,
Sterne, Fürsten, Fürsten des Geistes
auf unsre Seelenburg, auf unsre Burg des Lichts,
die wir aus harter Liebe, weichem Wort
hinauf bis an die Himmelsränder bauen!
Beginnt den Bau von vorne, neu, ihr Dichter —
der Luftschlösser Soldaten!

Übersetzt von Rudolf Becht

BÜCHERSCHAU

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN. Herausgegeben von *Béla Pukánszky*. Danubia-Verlag, Budapest-Leipzig-Milano, 1943. 222 S.

Der geschmackvoll ausgestattete Band, der als Nr. II der »Ungarn-Bücherei« vor wenigen Wochen erschienen ist, hat sich die knappe und ansprechende Darstellung der deutsch-ungarischen Beziehungen zum Ziel gesetzt. Die Verfasser der einzelnen Aufsätze des Bandes sind durch ihre Spezialarbeiten auf den von ihnen behandelten Gebieten wohlbekannt, was schon allein für die Gründlichkeit und Zuverlässigkeit ihrer dem Bande beigezeichneten Studien bürgt.

Zuerst entwirft Bálint Hóman ein allgemeines Bild der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft. Der Herausgeber des Bandes, Béla Pukánszky, zeichnet dann die geschichtlichen Wandlungen deutsch-ungarischer Spannungen und Begegnungen. Béla Szent-Iványi kennzeichnet die Stellung Ungarns zur deutschen Kultur im allgemeinen. Karl Molter charakterisiert den Geist des Siebenbürger Deutschtums; Desider Keresztúry deckt die Spuren ungarischer Geschichte im Altreich auf. Alexander Kibédi Varga beleuchtet das Verhältnis zwischen ungarischer und deutscher Philosophie, Béla Pukánszky berichtet in seinem zweiten Aufsatz über die Aufnahme deutscher Denker in Ungarn von Kant bis Nietzsche. Géza Entz faßt das Problem der ungarischen Beziehungen des Reiters von Bamberg ins Auge, Matthias Varsányi berichtet über das in Budapest aufzustellende Standbild Luthers. Weitere Studien sind den Beziehungen großer deutscher Persönlichkeiten zum ungarischen Geistesleben gewidmet: Béla Pukánszky berichtet über den Goethe-Kultus in Ungarn und die Goethe-Sammlung in Budapest, Ladislaus Tóth beleuchtet in je einem Aufsatz die Beziehungen Bismarcks und Moltkes zu Ungarn. Über die ungarische Musik in deutschen Aufzeichnungen und Bearbeitungen berichtet Franz Brodsky, über Mozarts ungarische Beziehungen schreiben Maria Kálmán und Stefan Lakatos, Beethovens Verhältnis zu Ungarn beleuchtet Maria Pataky; den An-

regungen, die Brahms in Siebenbürgen erhalten hat, widmet Stefan Lakatos, den Beziehungen Richard Wagners zu Ungarn Emil Haraszti je eine Studie. Die Aufnahme des deutschen Dramas im Ungarischen Nationaltheater behandelt Béla Pukánszky, die Bedeutung des deutsch-ungarischen Kulturabkommens wird von Géza Paikert gewürdigt. Den Band schließt eine Studie von Julius von Farkas über die Auswirkungen der ungarischen Kultur in Deutschland ab. Das auf Grund eingehender Fachstudien zusammengestellte Buch dürfte alle Leser, die sich für die geschichtliche Gestaltung der deutsch-ungarischen Beziehungen interessieren, fesseln und belehren.

BYZANTINOTURCICA I. Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker. Von Gyula *Moravcsik*. Ungarisch-Griechische Studien Nr. 20. Budapest, 1942. 379 S.

Der europabekannteste Professor für byzantinische Philologie an der Universität Budapest, Gyula Moravcsik, bietet mit diesem umfangreichen Band ein vom Blickpunkt der Balkan- und Ostforschung aus unentbehrliches, grundlegendes Nachschlage- und Quellenwerk. Das erste Viertel des Bandes enthält eine vom verdienstvollen Herausgeber geschriebene und mit einer vollständigen Bibliographie ergänzte umfassende Einleitung über das Verhältnis zwischen Byzanz und den Türkvölkern sowie die in byzantinischen Quellen vorliegenden Türksuren. Die anderen Teile des stattlichen Bandes fassen das Wissenswerte über die Quellen selbst mit einwandfreier philologischer Genauigkeit zusammen. Das grundlegende Werk der ungarischen Byzantinologie, das in deutscher Sprache erschien, wird gewiß auch der internationalen Wissenschaft als unentbehrliches Hilfswerk dienen.

DAS SIEBENBÜRGISCHE PROBLEM. Von *Herbert van Leisen*. Buchdruckerei Kundig, Genf, 1943. 194 S. Mit Karten.

Die Studie erschien als ein Band der Buchreihe »Die großen Fragen des Tages«. Sie behandelt die europäische Bedeutung

der siebenbürgischen Kultur, die Stellung Siebenbürgens zwischen Osten und Westen, die Zusammenhänge der siebenbürgischen Ortsnamenforschung und Statistik, den Stefansgedanken, die Herkunft der Rumänen, die Lage der verschiedenen Volksgruppen und die Zustände nach dem zweiten Wiener Schiedsspruch. Das Buch wird gewiß die Aufmerksamkeit weiter Kreise erwecken.

DER UNBEKANNTE BÁLINT BALASSI (*Az ismeretlen Balassi Bálint*). Aus Zeitdokumenten zusammengestellt von *Alexander Eckhardt*. Verlag Magyar Szemle-Gesellschaft, Budapest, 1943. 316 S. Mit Abbildungen.

Prof. A. Eckhardt vertieft sich seit einem Vierteljahrhundert in die Erforschung der Lebensgeheimnisse und des dichterischen Werkes der ersten großen Dichterpersönlichkeit des Ungartums. In seinem neuesten Werk veröffentlicht er eine stattliche Anzahl von bisher unbekanntem Angaben, die er im Landesarchiv, in mehreren Provinzarchiven, vor allem aber in dem Siebenbürgischen Museum in Kolozsvár sowie im fürstlich Batthyányschen Archiv in Körnend aufdeckte. Eckhardt gibt in dem auch technisch vorbildlich ausgestatteten Band zur Ergänzung seiner großen Balassi-Monographie nur das bisher unbekannt gebliebene Material und gliedert dieses in die geschichtlichen Zusammenhänge ein. Die zahlreichen beachtenswerten Angaben, die für die osmanische Zeit kennzeichnend und auch vom Blickpunkt der allgemeinen ungarischen Kulturgeschichte aus wertvoll sind, bieten Einblick in das verworrene Privatleben des ersten großen ungarischen Dichters und in das bittere Schicksal eines Grenzfestungskämpfers. Der verdienstvolle Erforscher der Zusammenhänge des europäischen und ungarischen Humanismus bestimmte durch dieses Werk die Stellung des vielleicht bedeutendsten europäischen Dichters im 16. Jahrhundert.

BUCH DER LEGENDEN (*Legendák könyve*). Zusammengestellt, mit Anmerkungen und Einführung von *Tibor Kardos*. Ardoi-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 416 S. Mit Bildern.

Universitätsdozent Tibor Kardos, ein vorzüglicher und verdienstvoller Kenner

des ungarischen Schrifttums im Mittelalter und in der Renaissance, veröffentlichte zur Ergänzung seines zusammenfassenden Werkes, »Mittelalterliche Kultur, mittelalterliche Literatur«, die schönsten Legenden der ungarischen Literatur des Mittelalters in einem Bande. Außer den großen weltbekanntesten Legenden (Franziskus, Alexius, Barlam und Josaphat u. a. m.) übertrug er auch die der Heiligen aus der Árpádenzeit (Stefan, Emmerich, Elisabeth, Gerhard, Margarete, Paul der Einsiedler) ins Ungarische. Das Verdienst des Herausgebers ist, daß ein bedeutsamer Teil der bisher schwer zugänglichen ungarischen Literatur des Mittelalters nun in einem Bande mit sachkundigen Anmerkungen und gründlicher Bibliographie vorliegt.

DIE BEFREIUNG DES UNGARISCHEN GEISTES (*A magyar szellem felszabadulása*). Entwicklungsbild der ungarischen Literaturwissenschaft. Von *Julius von Farkas*. Stádium-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 400 S.

Verfasser, Professor der ungarischen Literatur an der Universität Berlin, faßt in seinem neuesten und — wir dürfen wohl hinzufügen — eigenartigsten Werk die Geschichte der ungarischen Literaturwissenschaft zusammen. Er zeichnet ein lebendiges Bild dessen, wie diese wichtigste nationale Disziplin von den ältesten Anfängen über die Perioden- und Stilforschung der Romantik und des nationalen Klassizismus, des Positivismus und der geistesgeschichtlichen Richtung immer mehr die Eigenständigkeit des ungarischen Geistes erkannte und sich auch in ihren Methoden dieser anpaßte. Das Buch enthält eine Reihe von neuen Gesichtspunkten und Neuwertungen, vor allem in den Abschnitten über die ersten Versuche der Literaturgeschichtsschreibung. Manche Teilforschungen des Verfassers gelangen hier zum erstenmal vor die Öffentlichkeit und auch die feine und verständnisvolle Würdigung der neuen ungarischen Literatur verdient Beachtung. Es ist ein Buch von grundlegender Bedeutung nicht nur für den ungarischen Fachmann, sondern für jeden in- und ausländischen Leser, der an dem Schicksal des ungarischen Geistes Anteil nimmt.

INHALT DES DEZEMBERHEFTES 1943.

DIE UNGARISCHE RECHTSAKADEMIE. Von <i>Eugen Horváth</i> ..	561
GRAF NIKOLAUS ZRINYI. Von <i>Árpád Markó</i>	569
AARON TAMÁSI, DICHTER DER SZEKLER. Von <i>Ákos Koczogh</i>	577
AN DER WIEGE DER UNGARISCHEN KUNSTMUSIK : SEBAS- TIAN TINÓDI. Von <i>Stefan Lakatos</i>	583
DIE KAVALIERE. Roman von <i>Koloman Mikszáth</i> (Schluß)	586
SEELE AUS SCHATTEN GESPONNEN. Gedicht von <i>Árpád Tóth</i> , übersetzt von <i>Rudolf Becht</i>	602
EUROPA. Gedicht von <i>Desider Kosztolányi</i> , übersetzt von <i>Rudolf</i> <i>Becht</i>	604
BÜCHERSCHAU	606

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. *Eugen Horváth*, a. o. Professor für diplomatische Geschichte an der Universität Budapest.

Dr. *Árpád Markó*, kgl. ung. Oberst a. D., Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. *Ákos Koczogh*, Lektor für ungarische Sprache an der Universität München.

Dipl. ing. *Stefan Lakatos*, Musikhistoriker, Kolozsvár (Klausenburg).

UNSERE DICHTER :

Koloman Mikszáth (1849—1910), Romanschriftsteller, dessen Werke zum Teil auch in deutscher Sprache zugänglich sind.

Árpád Tóth (1886—1928), Dichter und Übersetzer des modernen Ungarn.

Desider Kosztolányi (1885—1936), Lyriker und Erzähler des Kreises um die Zeitschrift »Nyugat«, dessen Werke z. T. auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

437424. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Das ungarische Volk ist ein »Volk der Mitte«: mitten in dem geschlossenen geopolitischen Raum, der zeitweilig Osteuropa, Südosteuropa, Donaueuropa oder Karpateneuropa genannt wird, behauptet sich das ungarische Volk seit einem Jahrtausend. Auf der Wegscherde von Westen und Osten konnte es die gegensätzlichen Pole der europäischen Bildung verbinden und vereinen. Die Schätze der abendländischen Kultur konnte es in eigener Prägung den Nachbarvölkern vermitteln, nicht nur gebend, sondern auch dankbar empfangend und weiterbildend. So konnte das Ungartum bereits im Mittelalter den kleineren Nachbarvölkern Schutz und freie Entwicklung gewähren und überdies auf geistigem Gebiet zur fruchtbaren Zusammenarbeit gelangen. Es ist wohl mehr als Zufall, daß während des vergangenen Jahrhunderts vor allem ungarische Politiker und Denker die Pläne der Donaukonföderation des Donaustaatenbundes ausgesponnen haben. Ungarische Forscher, deren Arbeit der osteuropäischen Geschichte und dem Balkanproblem gewidmet ist, bildeten durch diesen Band eine Arbeitsgemeinschaft um Zeugnis davon abzulegen, daß Ungarn wie in der Vergangenheit ebenso auch jetzt in den kritischen Stunden der Gegenwart bereit ist mit seinen Nachbarvölkern friedlich zusammenleben.

Studien von A. *Angyal*, A. *Bonkáló*, Z. *Csuka*, A. *Divéky*, L. *Gáldi*, L. *Hadrovics*, A. *Horváth*, Gy. *Miskolczy*, A. *Pavel*, B. *Pukánszky*, L. *Rásonyi*, L. *Sziklay*, Z. *Szilády* über Ungarns Kulturaustausch mit den Deutschen, Polen, Tschechen, Slowaken, Ruthenen, Slowenen, Kroaten, Serben, Neugriechen, Rumänen, Bulgaren, Türken

Im Auftrag des Ungarischen Balkanausschusses herausgegeben von
Stefan Gál

254 Seiten mit vier Karten, — Preis: RM. 10.— P. 16.—

DANUBIA VERLAGSANSTALT
BUDAPEST, APPONYI-TÉR 1.

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

»Weltgeschichte ist Stadtgeschichte« (Spengler). Diese These gilt in besonderem Maße für die ungarische Vergangenheit. Die ungarischen Städtebilder, deutet man sie richtig, sprechen zu uns als die

steinerne Chronik der tausendjährigen ungarischen Geschichte,

sie erschließen überdies das Schicksal aller Völker, die im Donau- und Karpatenraum ihre Heimat gefunden haben. Sie wissen davon zu erzählen, daß die Ruinen der verlassenen römischen Siedlungen von dem Volk des Ostens nach der Landnahme neubesiedelt wurden, daß diese neuen Siedler bereitwillig die Tore ihrer Stadtfestungen öffneten, wenn Fremde und Gäste von Westen und Osten kommend Einlaß verlangten, daß sie östliches und westliches Erbgut verbäundend Grundformen des bürgerlichen Lebens schufen: Handel und Gewerbe trieben und die Segnungen des bürgerlichen Lebensstiles nicht bloß dem eigenem Volke auf dem Lande, sondern allen Nachbarvölkern vermittelten. Die ungarischen Städtebilder berichten mit ihrer stummen Zeichensprache auch davon, daß innerhalb der stolzen Festungsmauern ein Bürgertum mit Fleiß und Arbeit seine eigene Welt schuf: eine in sich geschlossene eigenwillige Umwelt, die auf die Ideen der Autonomie und Selbstbestimmung, auf den guten Willen zur friedlichen Zusammenarbeit verschiedener Völker und Sprachen auf den Glauben an menschliche Würde und Freiheit aufgebaut ist. In den Städten entwickelten sich die Voraussetzungen des höheren geistigen und wirtschaftlichen Lebens; deshalb werden auch die Städte durch die Katastrophen der Geschichte am meisten in Mitleidenschaft gezogen. Fast alle ungarischen Städte werden durch zwei Momente gekennzeichnet: erstens sollte jede ungarische Stadt im Verlauf ihrer Geschichte irgendwann mit dem Erdreich gleichgemacht werden, zweitens ist jede ungarische Stadt im gewissen Sinne eine Stadt der Kirchen und Schulen. Die Stürme der Geschichte formten ihr äußeres Profil Kirchen und Schulen ihr geistiges Antlitz. Ihre Siedlungsformen sind mannigfach, besonders bezeichnend ist die aus der Nomadenzeit entstandene Grundform der Gartenstadt des großangelegten Stadtdörfer, das dem Wünschen der neuesten Städtebauens merkwürdig entgegenkommt.

Essays über

Budapest, Debrecen, Eger, Esztergom, Érsekújvár, Győr, Kassa, Kolozsvár, Marosvásárhely, Nagybánya, Nagykőrös, Nagyvárad, Pécs, Rozsnyó, Sopron, Szeged, Székesfehérvár, Szombathely, Újvidék, Vác, Veszprém von R. Becht, I. Boldizsár, L. Cs. Szabó, T. Csorba, Z. Csuka, P. Gulyás, M. Haltenberger, A. Hlatky, J. Kapossy, F. Lám, K. Moller, K. Nyíresi-Tichy, Gy. Ortutay, R. Ruisz, P. Z. Szabó, v. G. Szarka, A. Tavaszy, L. Tóth, B. Wick

Mit einer Einleitung von kgl. Staatssekretär Johann Hankiss

Im Auftrag des Ungarischen Städteverbandes herausgegeben von Stefan Gál

304 Seiten Text, 116 Seiten Bild- und Kartenmaterial

Preis: RM. 16.50 — P 28.—

DANUBIA VERLAGSANSTALT
BUDAPEST, APPONYI-TÉR 1.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarum fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).

7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.*: Mozart.

12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a mógumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztaga (SA des Führers).

18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).

19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).

20. *Von Tasnádi Nagy A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

20-
SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER
Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER
Mit einer Einleitung von Prof. *Gyula Miskolczy*

DIE UNGARISCHE MUSIK
Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

UNGARN IM KARPATENBECKEN
Von Prof. *Andreas Rónai*

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED
Von *Jenő Petneki*

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN
Herausgegeben von Prof. *Béla Pukánszky*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH
Farbbilder von *Michael Erdődi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS
Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR
Von Prof. *László Gáldi*

UNGARN IM DONAURAUM
Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914
Von *Árpád Markó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK
Von *Dénes Bikkal*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN
Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE
Von Prof. *Jenő Horváth*

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO